

Werk

Titel: Miscellen

Ort: Weimar

Jahr: 1884

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?338281509_0019|log22

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

Miscellen.

I. Shakespeare's Gebeine.

„Der Vorschlag sie auszugraben, betrachtet in seiner möglichen Beziehung zu seinen Abbildungen. Illustriert durch Beispiele von Besuchen der Lebenden bei Todten. Von C. M. Ingleby, L. L. D., V. P. R. S. L., Ehrenmitglied der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft und Life-Trustee von Shakespeare's Geburtsort, Museum und New Place at Stratford-upon-Avon. London, Trübner & Co. 57—59 Ludgate Hill. 1883.“¹⁾

Der Gegenstand ist zu häufig behandelt, und hier durch einen zu hervorragenden Namen vertreten, als daß es nicht redaktionelle Pflicht wäre, dem deutschen Publikum Kenntniß davon zu geben. Mr. Ingleby hat mir seine Genehmigung zur Uebersetzung erteilt.

Das Gefühl, welches die Ueberlebenden bei der Bestattung ihrer Todten leitet, und welches sich in einer Beziehung auf einen Aberglauben gründet, ist andererseits ein lobenswerther Ausfluß allgemeiner Menschlichkeit. Nämlich das Verlangen, das Gedächtniß an vergangenes Verdienst zu ehren und die „geheiligten Reste“ durch die Errichtung eines Grabmals zu schützen, damit es ein sichtbares Zeichen der Achtung vor dem Todten sei und jenen Pilgern zum Sammelplatz diene, welche kommen, ihm ihre Ehrfurcht zu bezeugen — dieses Gefühl errichtet Gedenktafeln auf unsern Kirchhöfen, und ruhmreiche Bildwerke, die noch heute so viele Begräbnißplätze vor Entweihung und unsere alten Gräber vor Belästigung gedankenloser, neugieriger und gewinnstüchtiger Leute bewahren.

Ein anderes Gefühl aber, dem vorigen verwandt, kann uns bei passender Gelegenheit auch anreizen, die Gebeine großer Männer wieder auszugraben, um ihnen eine passendere und ehrenvollere Ruhestätte zu gewähren. Das Hôtel des Invalides in Paris und die Basilika von San Lorenzo fuori le mura in Rom verdankt solchem Gefühle den Besitz von Reliquien, welche diese Gebäude zum natürlichen Sammelplatz für Pilger und Touristen machen. Es hieße überflüssige Worte machen, wollten wir weitere Beispiele anführen, um zu beweisen, daß die einfache Thatsache der Ausgrabung und Wiedereinsargung von Gebeinen großer Menschen in bestimmten Fällen allgemein als ein zu rechtfertigendes Verfahren gilt, nicht als eine Entweihung jenes ehrenhaften menschlichen Gefühls, welches die Grabstätten hütet und heiligt. Auch jüngst war es nicht die Sorge, heilige Gefühle zu verletzen, welche die Ueberführung von William Penn's Leiche nach Pennsylvanien hinderte; es unterblieb einfach, weil man fand, daß sie in seinem Heimathlande passend bestattet sei.

¹⁾ Welchen Staub — sit venia verbo — diese Angelegenheit aufgeführt hat, beweist folgendes Verzeichniß:

Stratford-upon-Avon Herald 7. 9. 1883: The proposed Exhumation of Shakespeare's Remains. — Opinions of the London Press; zwei Notizen resp. Proteste in Daily News; ferner Aufsätze aus dem Daily Telegraph; Daily Chronicle; Briefe von Halliwell, vom Herausgeber der Shakespeariana und mehreren Andern.

Demnächst Abhandlungen aus Morning Post, Standard, Daily Telegraph, Birmingham Daily Gazette, Birmingham Weekly Post etc.

Auch hiervon befindet sich eine Sammlung in der Weimarer Sh.-Bibliothek.

Noch ein anderes an sich ehrenhaftes Motiv kann im selben Falle maßgebend werden und widerstreitet dem Ebengesagten nicht, kann aber nur bedingungsweise mit ihm in Einklang gebracht werden: nämlich der Wunsch, durch Ausgrabung eine vernünftige oder wichtige Streitfrage, die begrabene Person während ihres Lebens betreffend, zu lösen. Deshalb wird es als berechtigt anerkannt, eine vor Kurzem beerdigte Leiche zu exhumiren, sei es, um die Todesursache zu erkennen, oder um die bestrittene Identität festzustellen. Bei einem längst Verstorbenen gilt es gewöhnlich auch als erlaubt, die Leiche auszugraben, um Merkzeichen zu entdecken, die die Zeit nicht ganz vernichtet hat. Diese betreffen seine persönliche Erscheinung, die Größe und Form seines Kopfes und die charakteristischen Züge seines Gesichts.

Gegen Dieses als gegen einen Eingriff in die Grabesruhe oder als Beeinträchtigung der Rechte des Todten oder aus verwandtschaftlichen Gefühlen zu protestiren, dürfte selbst für den Pietätvollsten und Skrupulösesten kaum zulässig sein. Wenn Jemand seit langen Jahren im Grabe ruht, so werden durch die Ausgrabung wohl in den seltensten Fällen verwandtschaftliche Gefühle verletzt, und was seine Rechte betrifft, wenn von solchen überhaupt die Rede sein kann, so dürfen wir sicherlich das Recht dazu zählen, den Verdacht, unangenehme persönliche Defekte gehabt zu haben, die ihm durch Bosheit von Kritikern, oder durch Unfähigkeit von Malern und Bildhauern imputirt sind, zurückzuweisen, wenn seine Reste noch genügend erhalten sind. Mit einem Worte: wir schulden den Todten mehr als nur eine ungestörte Grabesruhe bis zu dem Zeitpunkte, wo seine Gebeine nicht mehr von der Erde, in der sie bestattet sind, unterschieden werden können; und diese Schuld zu zahlen soll uns keine sogenannte Heiligkeit des Grabes hindern.¹⁾

Der andere Fall von Exhumation und feierlicher Wiederbestattung, welchen ich für genügend wichtig halte, um hier von ihm zu berichten, betrifft den großen Raphael. Bei ihm war der Grund nicht, wie bei Schiller, nämlich seine Gebeine einer würdigeren Ruhestätte zu übergeben, auch nicht, wie bei vielen anderen Fällen, einer krankhaften Neugierde zu genügen, sondern es mußte die Frage der bestrittenen Identität zum Austrage kommen. Dadurch hat der Fall Raphael eine besondere Beziehung zu dem hier Berührten. Ich ziehe das Folgende aus Mrs. James' „Lives of Italian Painters“ ed. 1874 p. 258 aus.

„Im Jahre 1833 entstand unter den römischen Alterthumsforschern ein heftiger Streit in Betreff eines menschlichen Schädels, welcher, ohne sich auf irgend eine Autorität zu stützen, eine von Alters her angenommene Ueberlieferung ausgenommen, in der Akademie von St. Lukas als Raphael's Schädel bewahrt und ausgestellt wurde. Einige äußerten sogar Zweifel hinsichtlich des Orts seines Grabes, obgleich das Zeugniß von Zeitgenossen diesen Punkt festzustellen scheint. Die päpstliche Regierung und das Kapitel der Kirche della Rotonda (i. e. des Pantheon) erlaubten einige Nachforschungen, um die Angelegenheit feststellen zu können, und am 14. Sept. desselben Jahres wurden, nachdem fünf Tage damit zugebracht, die Pflasterung an verschiedenen Stellen zu entfernen, die Gebeine Raphaels in einem Gewölbe hinter dem Hochaltar entdeckt und als die seinigen durch unbestreitbare Belege anerkannt. Nachdem sie untersucht worden und von dem Schädel und der rechten Hand ein Abguß genommen war, wurde das Skelett öffentlich in einem Glaskasten ausgestellt, und Tausende strömten in die Kirche, um es anzusehen. Am 18. Oktober 1833 fand eine zweite feierliche Beisetzung statt. Die Gebeine wurden in einen Sarg von Fichtenholz gelegt, dieser dann in einen marmornen Sarkophag gethan, den Papst Gregor XVI. geschenkt, und im Beisein von mehr als dreitausend Zuschauern, unter denen alle Künstler, die Offiziere der Garnison und andere hochgestellte Personen aus Rom sich befanden, ehrfurchtsvoll in die frühere Gruft gesenkt.“

Dieses Vorkommiß, wie wir im Folgenden zeigen werden, ist unser bester Beweis, daß eine sentimentale Achtung vor verstorbener Größe uns nicht abzuhalten braucht, eines großen Mannes Reste respektvoll zu untersuchen, wo

¹⁾ Es folgt hier eine sehr ausführliche Schilderung in Bezug auf Schiller's Gebeine; wir lassen sie natürlich, als allgemein bekannt, fort.

immer eine solche Untersuchung geeignet ist, eine Frage zu entscheiden, welche der allgemeinen Geschichte nicht gleichgiltig ist.

Toland erzählt, daß Milton's Leiche am 12. Nov. 1674 „nach der Kirche von St. Giles bei Cripplegate übergeführt worden ist, wo er in dem Chor begraben liegt, und wo die Pietät seiner Bewunderer binnen Kurzem ein Monument aufzuführen lassen wird, das seiner Größe und der Beförderung der schönen Wissenschaften unter König Wilhelm's Regierung entspricht.“¹⁾ Es scheint, daß man seine Leiche neben die seines Vaters legte. Eine einfache Steinplatte deckte das Grab. Diese wurde (wenn Aubrey's Bericht glaubwürdig ist) 1679 entfernt, als man die beiden Stufen, die zum Altar führen, aufbaute; die Ueberreste blieben jedoch sechszehn Jahre ungestört. In einem kleinen Buch von Philipp Neve Esqre (zwei Auflagen desselben wurden in einem Jahre veröffentlicht) wird berichtet, daß am 4. Aug. 1790 Milton's Sarg herausgenommen und seine Gebeine am 4. und 5. desselben Monats ausgestellt worden seien. Der große Herausgeber von Shakespeare, Mr. George Steevens, der gerechterweise die beabsichtigte, nicht ausgeführte Schmach brandmarkte, welche royalistische Marodeurs dem großen Puritaner-Dichter anthun wollten, überzeugte sich, daß die Leiche die einer Frau, und um mehrere Jahre jünger sei als Milton's. So war es die Vorsehung oder gutes Glück, welches den Haupttheil des ruchlosen Vorhabens vereitelte. Steevens' Versicherung gestattet anzunehmen, daß Mr. Philipp Neve's empörte Verwahrung nicht der einzelnen Frage, sondern mehr dem Allgemeinen gilt, und daß Milton's „heilige Reste noch ungestört in ihrem friedlichen Schreine ruhen.“ Ich habe dieses Beispiel angeführt, um zu zeigen, welcher Art die Handlung sein müßte, die ich verdammen und ebenso kräftig zurückweisen würde, wie Mr. Philipp Neve oder George Steevens. Eines Mannes Gebeine nach irgend welchem Zeitverlaufe ausstellen, in der Absicht, sein Andenken zu verunglimpfen, oder aus öffentlicher Schaustellung seines Staubes Gewinn ziehen, verdient ungemessenen und absoluten Tadel, und jede vernünftige Maßregel müßte ergriffen werden, Dergleichen unmöglich zu machen.

Noch ein Beispiel, wie tadelnswerth der Gebrauch ist, das Grab eines großen Feindes zu plündern. Oliver Cromwell wurde nach Aussagen völlig glaubwürdiger Augenzeugen auf dem Schauplatz seines großen Sieges beigesetzt, auf dem Felde von Naseby. Wie es heißt, stahl irgend ein royalistischer „Philister“ den einbalsamirten Kopf des großen Protektors. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts fand er seinen Weg nach London und wurde Nr. 5 Mead Court, Old Bond Street, ausgestellt.²⁾ Sir Joshua Reynolds soll ihn im Sept. 1786 an sich gebracht haben, und jetzt oder vor Kurzem bildete er einen Theil der Sammlung von Mr. W. A. Wilkinson von Beckenham. In einem der „Additional Manuscripts“ im British Museum heißt es unter dem Datum vom 21. April 1813, es sei „heute morgen angeboten worden, den Schädel nach Soho Square zu bringen, um ihn Sir Joseph Banks zu zeigen. Dieser bat, man möchte ihn mit dem Anblick der Ueberreste des alten infamen Republikaners verschonen; schon die bloße Nennung seines Namens bringe sein Blut in Wallung.“ Vor vierzig Jahren wurde das Anerbieten wiederholt mit demselben Erfolg. „Welch ein entzückendes Beispiel des Genus Tory war doch Banks.“ Schließlich ist es beruhigend zu wissen, daß er bei dieser Gelegenheit doch Recht hatte; denn wenn dieser Kopf auch zweifellos den Protektor in Tyburn vertrat und später auf die Spitze von Westminster Hall gesteckt wurde, so ist es doch fast feststehend, daß es nicht der von Oliver Cromwell gewesen. Seine Gebeine modern wahrscheinlich friedlich in dem unbekanntem Grabe auf Naseby's Feld.³⁾

Noch ein Beispiel von Raub am Grabe eines berühmten Mannes, durch den Aberglauben von Vielen und das Gelüst eines Einzelnen veranlaßt, will ich anführen. Swedenborg war in der Gruft der schwedischen Kirche in Prince's Street am 5. April 1772 begraben worden. Um den Streit zu beendigen, ob Swedenborg wirklich todt und begraben sei, wurde der hölzerne Sarg 1790 geöffnet und der bleierne über der Brust angesägt. Einige Tage darauf besuchte eine Gesellschaft

1) The Life of Milton, London 1699 p. 149.

2) Morning Chronicle, March 18, 1799.

3) S. Notes and Queries, 1. S. XI 496 und XII 75.

Swedenborgianer die Gruft. „Verschiedene Reste“, sagt White: Life of Swedenborg ed. 1868 p. 675, „wurden mitgenommen. Dr. Spurgin hat mir erzählt, er besitze den Knorpel eines Ohres. Der Luft ausgesetzt, zerfiel das Fleisch rasch zu Staub und für spätere Besucher blieb nur das Skelett übrig.“ Bei einem Begräbniß 1817 in Granholm sah ein Offizier der schwedischen Marine, daß der Sargdeckel von Swedenborg lose hing; er stahl den Schädel und bot ihn unter Londoner Swedenborgianern aus, aber keiner wollte ihn kaufen. Dem Geistlichen der schwedischen Kirche, Dr. Wählin, gelang es, was er für den gestohlenen Schädel hielt, zurück zu bekommen. Er ließ ihn abformen und legte ihn 1813 wieder in den Sarg zurück. Der Abguß, welchen man zuweilen in phrenologischen Sammlungen findet, ist augenscheinlich nicht nach Swedenborg; man meint, es sei ein kleiner weiblicher Schädel.

In der letzten Zeit von Georg III. Regierung wurde ein Mausoleum in dem Grabhause des Schlosses zu Windsor errichtet. Nach seiner Vollendung im Frühling des Jahres 1813 wurde beschlossen, einen Durchgang nach der St. Georgs-Kapelle zu machen. Bei dem Bau desselben wurde zufällig eine Oeffnung in eine der Mauern, welche die Gruft Heinrich's VIII. umschließt, gebrochen, durch welche die Arbeiter drei Säрге sehen konnten, von denen einer mit einem schwarzsamtnen Leichentuch behangen war. Es war bekannt, daß Heinrich VIII. und die Königin Jane Seymour in diesem Gewölbe beigesezt waren, aber in Betreff des Begräbnißortes von Karl I. war man in Zweifel, weil Lord Clarendon versichert hatte, daß das Suchen nach dem Sarge des verstorbenen Königs, den man in der Westminster-Abtei beisetzen wollte, fruchtlos geblieben sei. In seinen „Essays and Orations 1831“ schildert Sir Henry Halford die Untersuchung des verhüllten Sarges folgendermaßen: ¹⁾ „Als man dem Prinz-Regenten den Vorfall mittheilte, sah Se. Kgl. Hoheit sogleich ein, daß ein zweifelhafter Punkt in der Geschichte durch das Oeffnen der Gruft aufgeklärt werden könne; und deshalb befahl Se. Kgl. Hoheit, daß bei der ersten passenden Gelegenheit Nachforschungen gemacht werden sollten. Dies geschah am 1. April 1813, dem Tage nach der Beerdigung der Herzogin von Braunschweig, in Gegenwart Sr. Kgl. Hoheit, welcher dadurch die respektvollste Behandlung und Sorgfalt für die Ueberreste des Todten gewährleistete. Se. Kgl. Hoheit waren begleitet von Sr. Kgl. Hoheit dem Herzog von Cumberland, dem Grafen Münster, dem Dean of Westminster, Benjamin Charles Stevenson Esq. und Sir Henry Halford.“

Die Oeffnung der Gruft wurde erweitert, diese untersucht und der verhüllte Sarg — er war von Blei und trug die Inschrift: „King Charles 1648“ — wurde am Kopfende geöffnet. Ein zweiter Sarg aus Holz kam zum Vorschein und dann die Leiche, welche sorgfältig in Wachstuch gewickelt war, in dessen Falten man, wie es schien, viel von einer salbigen oder fettigen Masse, die mit Harz gemischt war, hineingelassen hatte, um so weit als möglich die Luft abzuschließen. Der Sarg war ganz gefüllt, und weil das Wachstuch sehr zäh war, so hatte man große Schwierigkeit, es gehörig von den Theilen, die es umhüllte, loszulösen. Wo die salbige Masse eingedrungen, war die Trennung leicht und als man es abgenommen hatte, zeigte sich ein korrekter Eindruck der Gesichtszüge in der Masse. ²⁾ Endlich war das ganze Gesicht freigelegt. Die Haut war dunkel und farblos; Stirn und Schläfen hatten wenig von der Muskelsubstanz verloren, der Nasenknorpel war verschwunden; aber das linke Auge war in dem Moment der Enthüllung offen und voll, doch verschwand es fast plötzlich. Der spitze Bart, für die Zeit von König Karl's Regierung charakteristisch, war vollkommen erhalten. Die Gesichtsform war oval; viele Zähne und das linke Ohr war durch die Zwischenlage von Fettmasse in dem Wachstuch intakt geblieben.

Der Kopf war abgetrennt und wurde noch einmal zur Besichtigung emporgehoben und nach sorgfältiger Prüfung, nach Aufnahme einer Skizze und nach vollständiger Feststellung der Identität augenblicklich in den Sarg zurückgelegt, darauf dieser verlöthet und wieder in die Gruft gebracht. Von

¹⁾ An Account of what appeared on opening the Coffin of King Charles the First in the vault of Henry VIII in the Tomb House, St. George's Chapel, Windsor, on the First of April MDCCXIII.

²⁾ Es scheint, die Untersuchenden haben es unterlassen, diese fettige Masse zu benutzen um nach derselben einen Gypsabguß zu machen. Wie wir sehen werden, haben Die, welche andere ähnliche Untersuchungen vorgenommen haben, sich derselben Unterlassungssünde schuldig gemacht.

den andern zwei Särgen war der größere ungefähr in der Mitte eingeschlagen, und das Skelett Heinrich's VIII. mit Barthaaren am Kinn war sichtbar. Der andere Sarg blieb unberührt, wie er gefunden war. Keiner dieser Säрге trug eine Inschrift.

In dem Appendix von Allan Cunningham's „Life of Burns“¹⁾ lesen wir von einer Untersuchung des Grabes des Dichters, die gleich nach der Veröffentlichung jenes Werks vorgenommen wurde. Als man Burns' Mausoleum im März 1834 öffnete, um die Leiche seiner Wittve beizusetzen, erhielten einige Bewohner von Dumfries von dem nächsten Anverwandten der Verstorbenen die Erlaubniß, einen Abguß von dem Schädel des Dichters zu machen. Dies geschah in der Nacht vom 31. März zum 1. April. Der Arzt Mr. Archibald Blacklock beschreibt das Ergebnis wie folgt: „Die Schädelknochen waren nach jeder Richtung unverletzt, mit Ausnahme einer kleinen Erosion an der Hirnscheidewand und wurden von den Nähten zusammengehalten etc. Nachdem wir unsere Absicht ausgeführt (nämlich einen Gypsabguß des Schädels zu machen; wir hatten ihn erst von allen Sandtheilchen gereinigt), wurde der sicher in einer bleiernen Kapsel geborgene Schädel wieder der Erde, genau an derselben Stelle, an der er gefunden, übergeben. Archd Blacklock.“

Das letzte Beispiel, welches ich anführen werde, betrifft Ben Jonson's Schädel. Hierüber schreibt Lieut.-Col. Cunningham: „Als Knabe war ich mit der Abtei vertraut und erinnere mich genau der viereckigen Platte von blauem Marmor, 14 Zoll im Quadrat, mit der Inschrift: „O Rare Ben Jonson“, welche des Dichters Grab bezeichnete. Während Buckland Dean war, mußte der Platz geöffnet werden, um den Sarg von Sir Robert Wilson einzulassen, und der Dean schickte seinen Sohn Frank, jetzt als beliebter Schriftsteller über Naturwissenschaften gut bekannt, um nachzusehen, ob er irgend Etwas entdecken könnte, was die Annahme, Jonson sei in aufrechter Stellung beerdigt, bestätige. „Die Arbeiter fanden“, erzählt er uns, „einen sehr zerfallenen Sarg, welcher nach der Lage der Gebeine zu urtheilen, ursprünglich aufrecht gestanden haben muß. Spice, der Todtengräber, gab mir den gefundenen Schädel als den von Ben Jonson, und ich trug ihn gleich in des Deans Studirzimmer. Wir untersuchten ihn gemeinschaftlich und gingen in die Abtei zurück und legten ihn wieder sorgfältig in die Erde. 1859, als man John Hunter's Sarg nach der Abtei überführte, mußte derselbe Ort aufgegraben werden, und Mr. Frank Buckland brachte wieder Jonson's Schädel in Sicherheit, indem er ihn im letzten Augenblick auf den Sarg des großen Chirurgen legte.“ So weit gut! Aber nicht lange danach wurde in der Times behauptet, daß der Schädel von Ben Jonson im Besitz eines blinden Herrn in Stratford-upon-Avon sei. Hierauf forschte Herr Buckland weiter nach, und er erzählt uns mit größter Seelenruhe, er habe sich überzeugt, daß der Schädel, welchen er zweimal so sorgfältig behütet (eine schöne Sorgfalt! er hat ihn weder gemessen, noch skizzirt!) gar nicht Jonson's Schädel gewesen sei; daß ein Mr. Ryde ihm beide Mal durch Hinlegen und Wegnehmen zuvorgekommen sei, und daß der Warwickshirer Reklamant ein dritter Schädel sei. Mr. Ryde hat beobachtet, daß er bei der zweiten Grabesöffnung entwendet worden ist. Mr. Buckland ist wissenschaftlicher Naturforscher und begeisterter Verehrer John Hunter's, des gewissenhaftesten Beobachters. Nun höre man, was einem solchen Mann bei solcher Gelegenheit genügt. Er hatte Unrecht und Mr. Ryde Recht, weil Mr. Ryde seinen Schädel mit rothen Haaren schildert; und in „Aubrey's Lives of Eminent Men“ „finde ich für jeden Mediziner genügende Beweise, um zu dem Schlusse zu kommen, daß Ben Jonson aller Wahrscheinlichkeit nach rothe Haare gehabt, wenn die Thatsache auch nicht ausdrücklich versichert wird.“ Nicht ausdrücklich versichert! Gewiß nicht! In der That ist alles, was Aubrey über die Sache sagt: „Er hatte, oder vielmehr, er hatte einst eine klare, helle Hautfarbe gehabt“ (Lives II, 414). Und Dergleichen behauptet Jemand, nachdem wir durch des Todten eigene Feder und verschiedene Bilder wissen, daß sein Haar schwarz war wie des Raben Fittig! Außerdem starb er im Alter von 65 Jahren, und wir können annehmen, die wenigen übrig gebliebenen Locken waren weder roth noch schwarz, sie hatten die Farbe

¹⁾ Works of Robert Burns: Bohn 1842.

„der hundert grauen Haare“, von denen er, als den übriggebliebenen, achtzehn Jahre vor seinem Tode redet. Mr. Buckland's Bericht, eines der unterhaltensten kleinen Bücher, das wir kennen, befindet sich in der IV. Serie der „Curiosities of Natural History.“¹⁾

Uebersieht man die verschiedenen Vorfälle bei den eben angeführten Beispielen von Exhumationen, so sind die beiden letzten sicher am Auffallendsten. Daß ein berühmter Mann der Wissenschaft und sein Sohn, der zu der Zeit schon Naturforscher gewesen sein muß, zusammen solch unerhörten Mißgriff begehen, Ben Jonson's Schädel nur zu betrachten und sich nicht einmal die Mühe nehmen, ihn zu messen oder zu zeichnen, würde unglaublich sein; aber Beide sind todt und haben nie eine Berichtigung publizirt. Nicht weniger unglaublich scheint es, daß die Swedenborgianer, welche sich im Besitz des Schädels ihres Stifters glaubten, keine Beschreibung seiner Form und Größe hinterlassen haben sollten. Ehe ich den Hauptpunkt dieses Aufsatzes in Angriff nehme, nämlich die Frage erörtere, ob wir nicht versuchen sollten, Shakespeare's Schädel wiederzuerlangen, kann ich erwähnen, daß die Reste des großen Philosophen, den so Viele für Shakespeare selbst halten, oder vielmehr für sein Alter Ego, nicht ungestört in ihrem Grabe in der St. Michaels-Kirche, St. Albans, ruhen durften. Thomas Fuller erzählt in seinen „Worthies“ Folgendes: „Ich habe gelesen, daß sein Grab gelegentlich (!) geöffnet und sein Schädel (ein Gegenstand der Verehrung für jeden Gebildeten) von einem gewissen King, Doktor der Physik, verhöhnt und verächtlich behandelt worden sei. Aber er, der den Todten verlacht hat, ist seitdem zum Gespött der Lebenden geworden.“ Die Anführung des Ebengesagten durch einen Korrespondenten der „Notes and Queries“²⁾ hat Mr. C. Le Poer Kennedy von St. Albans³⁾ zu einem Bericht über die Nachforschung nach Bacon's Gebeinen, die bei Gelegenheit der Beerdigung des letzten Lord Verulam angestellt wurden, veranlaßt. „Eine Scheidewand wurde eingerissen und die Untersuchung der Gruft wurde bis zu dem unmittelbar unter dem Grabmal befindlichen Theile ausgedehnt, man fand aber keine Ueberreste.“ Andererseits besitzen wir den Bericht seines ausdrücklichen Wunsches, an der Stelle beigesetzt zu werden. Ich fürchte, daß der Doktor, von dem es heißt, er sei zum Gespött der Mitlebenden geworden, ihrem Gedächtnisse entschunden ist.

Von den vielen Protesten gegen den Akt der Exhumation wähle ich den von Capel Lofft aus, weil er für die übrigen typisch ist. Er schreibt: „Es wäre wünschenswerth, daß weder Aberglaube, Affektation, müßige Neugier, noch Geiz so häufig in die Stille des Grabes eindringen. Weit entfernt, den großen Todten zu entehren, beleidigt es vielmehr die gemeinsame Natur der Menschheit und den letzten traurigen Zustand, in welchem unsere gegenwärtige Existenz endet. Staub und Asche können uns keine Aufklärung geben, ob Schönheit, Geist oder Tugend dem lebendigen Leibe innewohnte. Ein Zahn von Homer oder Milton unterscheidet sich in Nichts von dem eines gewöhnlichen Sterblichen, noch gibt uns ein Knochen Alexander's oder des Bucephalus Aufschluß über ihre Natur. Für die Todten ist es gleichgiltig, den Lebenden ist es weder heilsam, noch bessert es sie. Der Anstand und eine Art natürlicher Sympathie werden verletzt; und wenn Dergleichen auch nicht den Verstand überwältigen darf, so sollte Unverstand ohne Zweck nicht an seine Stelle treten.“ Dem richtigen Gefühl zum Trotz, welches sich in diesem Auszug bekundet, genügt er, um Capel Lofft als Philister zu brandmarken. Wir wollen diese sehr beredten Auslassungen kurz ins Auge fassen. Ich stimme aus vollem Herzen mit ihm überein, sein Wunsch möge sich erfüllen, daß weder Aberglaube, noch Affektation (was soll das heißen?), müßige Neugier oder Geiz die Ursache zur Störung der Reste der Todten sein mögen; doch muß ich in Abrede stellen, daß Staub, Asche, Knochen oder Zähne uns Nichts sagen könnten; auch daß die respektvolle Untersuchung jener Reste für die Ueberlebenden weder wohlthätig noch erziehlich werthvoll seien. Jener Philister würde ohne Zweifel den Schädel

¹⁾ Einleitende Bemerkung zu Cunningham's größerer Ausgabe von Ben Jonson's Werken, p. XVIII—XX. Weitere Beispiele in God's Acre von Mrs. Stone, 1858, C. XIV, und Notes and Queries 6. S. VII, 161.

²⁾ 2. S. p. 354. ³⁾ Ibid. IX, 132.

oder die Knochen zurückweisen, oder würde aus dem Staub Heu machen, ebenso wie Peter Bell eine Primel nur für blühendes Unkraut ansah. Von welchem Werthe das ist, was uns die Knochen oder das Unkraut bringen, hängt einzig und allein vom Empfänger ab. Die Shakespeare und Goethe, die Owen und Huxley würden ihre Sprache verstehen, während Leute vom Schlage Capel Lofft's nur über Schmutz und Unrath schreien würden. Wie wahr ist der Spruch von Sir Oliver Mar-Text: „Dem Weisen sind alle Dinge weise!“ In dem Fall Schiller sprach der Schädel für sich selbst und verlangte Schiller's Schädel zu sein. Wie im 37. Kapitel des Hesekeel sammelten sich die Knochen um ihr Haupt und äußerten sich in verständlicher Weise. Die Zähne legten Zeugniß ab; wenigstens die Lücke von dem einen, der im Kiefer fehlte, bewies, daß dies der Kiefer sei, den Schiller dem Zahnarzt übergeben. In Raphael's Fall enthüllte der Schädel die ungerechtfertigten Ansprüche untergeschobener Reliquien und vertrieb thörichte Aberglauben. Auf den Fall Dante hat man sich bezogen, als betreffe es die Exhumation. Aber trotz der Anstrengungen der Florentiner, die Gebeine ihres großen Dichters zurück zu erlangen, ruhen sie noch in ihrem Grabe in Ravenna, wo sie gleich nach seinem Tode beigesetzt worden sind.

Es steht außer Frage, daß Shakespeare's Schädel, könnten wir ihn nur annähernd in dem Zustand, den er zur Zeit der Beerdigung hatte, finden, von noch größerem Interesse und Werth sein würde. Er müßte wenigstens zwei streitige Punkte an der Stratford's Büste aufklären; er würde für den Droeshout'schen Holzschnitt und für das halbe Dutzend Oelbilder, die als Porträts von Shakespeare gelten, die Probe sein. Ueberdies würde er die Ansprüche der Kesselstadter Todtenmaske endgültig entscheiden, und wir würden wissen, ob Gerard Johnson wirklich nach der „flying mould“ arbeitete, als er die Büste modellirte. Auf jeden Fall könnte der Schädel negatives Zeugniß ablegen; aber es ist sogar wahrscheinlich, daß er positiver Beweis zu Gunsten der Büste und ein oder des anderen Porträts, am Ende auch der Todtenmaske wäre. — Und warum, frage ich, sollte kein Versuch gemacht werden, den Schädel aufzufinden? Warum sollten die Behörden von Stratford, denen diese Broschüre zugeeignet ist, warum sollten sie nicht selbst eine respektvolle Untersuchung der Stelle, wo Shakespeare begraben liegt, oder wo man sein Grab vermuthet, unternehmen? Zwei Gründe sind für die Enthaltung angegeben: 1) Die Empfindung, welche es den Menschen wünschenswerth macht, die Reste der Verstorbenen ungestört im Grabe zu lassen; 2) das Verbot, welches in den vier auf Shakespeare's Grabstein gemeißelten Versen enthalten ist. Den ersten Einwurf habe ich genügend zurückgewiesen; was den letzteren, die Warnungszeilen, betrifft, so habe ich den Wunsch, sie durchaus zu respektiren, sei es, daß sie von dem Dichter selbst herrühren, wie Mr. William Page und Viele vor ihm glaubten, oder der Feder Ben Jonson's oder einem geringeren Schriftsteller ihren Ursprung verdanken (welch letztere Annahme für mich wahrscheinlicher ist). Nicht weil Shakespeare's Fluch mich ängstigt, sondern weil ich meine, die Verse entstanden aus natürlicher und lobenswerther Furcht. Ich zweifle ebensowenig daran, das 'moves' in der Vierzeile statt 'removes' steht, wie daß 'stones' 'gravestones' heißen soll. Diese merkwürdigen Zeilen verdanken, meiner Ansicht nach, ihre Entstehung der Befürchtung, Shakespeare's Gebeine könnten ebenso gut wie die so vieler Vorgänger, in das unmittelbar nebenan liegende Beinhaus gebracht werden. Und so deute ich den Sinn dieser Zeilen nicht als ein Verbot gegen die Untersuchung des Grabes aus wissenschaftlichem oder historischem Interesse, sondern um die Gruft gegen einen Eingriff zu schützen, der dazu dienen sollte, irgend welchem lokalen Ritter oder Squire oder Squirelein Platz zu schaffen, weil man diesen für einen würdigeren Bewohner des Chorraumes hielt. Shakespeare's Leiche ist am Donnerstag, dem 25. April 1616 (a. S.), zu Grabe geleitet und zweifellos hat sein Schwiegersohn, Dr. John Hall, alle Anordnungen getroffen und alle Ausgaben bestritten. Es fehlt uns jede Sicherheit dafür, daß das Grab seitdem verschlossen geblieben ist. Im Gegentheil, es existirt eine leise Spur eines Beweises für Durchforschung desselben, und mich würde es niemals in Erstaunen setzen, erführe ich, Shakespeare's Schädel sei entwendet. Vielleicht leben noch Leute unter uns, die ein Interesse daran haben, Shakespeare's Gebeine in dem Moder, in dem sie liegen, zu belassen.

Sei dem wie ihm wolle. Im Jahre 1796 ist in das Grab eingebrochen, als man unmittelbar daneben eine Gruft auswarf, und vor noch nicht funfzig Jahren wurde die Platte über dem Grabe, weil sie unter das Niveau der Pflasterung gesunken, entfernt, die Oberfläche geebnet und ein neuer Stein über die Stätte gefügt. Ich glaube, es ist außer Zweifel, daß der ursprüngliche Stein ebenso wenig Shakespeare's Namen trug, wie sein Nachfolger; aber nicht zweifellos ist es, daß die vier Zeilen auf dem neuen Stein in genau derselben Reihenfolge stehen wie auf dem alten.¹⁾ Ich möchte hinzufügen können, es habe bei diesen zwei Eingriffen sein Bewenden gehabt. Ein angestellter Maurermeister hat mir aber versichert, ein anderer Maurer habe es, weil er wußte, es sei Shakespeare's Grab, untersucht und nichts als Staub darin gefunden. Diese Aussage muß, als von einem Konkurrenten herrührend, cum grano salis genommen werden; doch wird sie meinen Freund Mr. J. O. Halliwell-Phillipps nicht wundern, da er annimmt. Shakespeare's Gebeine seien verschwunden, weil er in dem Moder des Chores beigesetzt worden sei.²⁾ Wenn das der einzige Grund für seine Behauptung ist, so möchte ich sagen 'despair thy charm'; denn viele so behandelte Leichen haben sich vergleichsweise frisch erhalten — Leichen, die mit derselben Sorglosigkeit behandelt sind, von der man annimmt, daß sie Shakespeare zu Theil geworden sei. Der letzte Fall, der zu meiner Kenntniß gekommen, betraf den Birminghamer Dichter John Freeth, den Vater meines alten Freundes John Freeth, vormals Hauptgeschäftsführer der Birmingham Canal Navigations. Als man den Kirchhof des Old Meeting House in Old Meeting Street im März 1882 in Birmingham zerstörte, fand man den Sarg des Dichters in der Erde, und als man ihn öffnete, zeigte sich das Gesicht des alten Mannes so frisch und wohl erhalten, wie bei seinem Begräbniß vor 74 Jahren. Und die Knochen?? Glaubt Mr. Halliwell-Phillipps, in einem etwa doppelt so langen Zeitraume, wie die ungestörte Ruhe des Dichters Freeth betrug, nämlich in 180 Jahren, würden alle Knochen Shakespeare's zu Staub zerfallen, und nicht mehr von dem sie umgebenden Moder zu unterscheiden sein? Die Frage bedarf keiner Antwort. Ein leichtgläubigerer Mann, als Mr. Halliwell-Phillipps ist, würde sich besinnen mit Ja zu antworten. Wir können uns darauf verlassen, Shakespeare's Schädel ist unverändert in seinem Grabe, oder er ist gestohlen worden. Es kann leicht ein Irrthum, die genaue Ortsbestimmung betreffend, untergelaufen sein; denn wir wissen nicht, ob der neue Grabstein genau in die Stelle des alten gefügt ist: dann ist es möglich, den Schädel in dem nächstliegenden Grabe zu entdecken. Sollte nach sorgfältiger Untersuchung kein Schädel gefunden werden, so nehme ich an, er sei gestohlen; denn abgesehen von der Thatsache des Nichtfindens, stehe ich nicht an, vorauszusetzen, daß kein Aberglaube, keine Furcht vor dem Fluche Shakespeare's, noch irgend welche amtliche Vorsorge oder Wachsamkeit, es mit jenem Gemisch von Neugier, Habgier und Reliquienverehrung, das so häufig die Exhumirung der Gebeine eines großen Mannes angeregt und ausgeführt hat, aufnehmen könnte. Untersuchte man das Grab Shakespeare's, um einen unangenehmen und nicht unvernünftigen Zweifel aus der Welt zu schaffen, so würde ich augenblicklich die Durchforschung vornehmen und wenn möglich den Beweis erbringen, daß des Dichters Schädel nicht von seinem Ruheplatz entfernt worden ist.

Wenn die Untersuchung von Erfolg wäre, so hätte sie weit praktischere Resultate. Die widersprechendsten Urtheile sind über die Büste gefällt. Ihr Rang als Kunstwerk ist ebenso bestritten worden, wie die Wahrscheinlichkeit, daß sie nach der Natur gearbeitet sei. Landon, der mit italienischer Kunst vertraut war, gibt seine Meinung dahin ab, daß ein edlerer Kopf nie gemeißelt worden sei, während Mr. Hain Friswell abfällig urtheilte, den Kopf grob und schwerfällig gearbeitet fand, ohne Gefühl, ein Klotz, glatt und rund wie die Kugel eines Knaben.³⁾ Aus einigen Aeußerungen Mr. Hain Friswell's ziehe ich den Schluß, daß sein Urtheilsvermögen nicht sehr hoch steht; ich schließe mich Landon's Meinung an. In wie fern die Kritik von Mr. Fairholt in Bezug auf

1) *Traditionary Anecdotes of Shakespeare* 1883 p. 11.

2) *Outlines of the Life of Shakespeare*. 3. Ed. 1883 p. 223.

3) *Life Portraits of Shakespeare* 1864 p. 10.

das Gesicht eine Uebertreibung ist, hat Mr. Hain Friswell korrekt öffentlich ausgesprochen. Meine Ansicht, telle quelle, ist früher erschienen.¹⁾ Ich gebe zu, daß die Büste erkennbare, wenn auch nicht sprechende Aehnlichkeit mit den Zügen des Dichters hat, aber ich sage und habe gesagt: „Wie schwerfällig ist das Ensemble des Gesichts. Welch unangenehmes Stieren in den Glotzaugen, dem offenen Munde! Dem Ausdruck dieses Gesichts hat man Humor, Bonhommie und Lustigkeit zugeschrieben. Mir erscheint es entschieden albern. Man meint einen Mann zu sehen, der einen sauren Apfel zerbeißt, oder der über einen unangenehmen Anblick erstarrt. Und doch ist Kraft in den muskulösen Zügen dieses Gesichts!“ Die große Photographie, die die New Shakspeare Society unlängst herausgegeben hat, ebenso wie die besseren Veröffentlichungen aus dem Atelier von Thrupp, bestätigen dies Urtheil durchaus. Aber der Kopf ist, wie Landor sagt, „edel“. Wenn ich auch nicht zugebe, daß dem Bildhauer bei der Nase ein Unfall zugestoßen sei und er deshalb die Oberlippe habe verlängern müssen, so halte ich es doch für zweifellos, daß in den Proportionsverhältnissen irgend ein Versehen vorgekommen ist. Besonders ist die Nase schlecht geformt und im Verhältniß zum übrigen Gesicht zu klein. Hätten wir Shakespeare's Schädel, so wären die meisten dieser Streitfragen erledigt. —

Unter den Reliquien, die einst in der Kesselstadt'schen Sammlung in Mainz gewissenhaft aufbewahrt wurden, befand sich eine Todtenmaske, auf deren Rückseite Shakespeare's Todesjahr angegeben war. Diese Reliquie war seit undenklichen Zeiten in der Sammlung und scheint von jeher für einen Abguß der 'flying mould' von Shakespeare's todttem Antlitz gehalten worden zu sein. Hierzu gehörte ein kleines Oelbild, das einen mit dem Lorbeer gekrönten Mann, auf der Todtenbahre liegend, darstellt. Ich verdanke des der Güte von Mr. J. Parker Norris aus Philadelphia, daß ich den bewundernswerthen Abdruck, das Titelblatt dieses Bandes, mittheilen kann. Nach dem Tode des Grafen und Kanonikus von Kesselstadt, der 1843 in Mainz starb, wurde das Familienmuseum aufgehoben und sein Inhalt zerstreut. Bis zum Jahre 1847 hörte und sah man Nichts von den eben erwähnten Reliquien. Da kaufte ein Künstler Namens Ludwig Becker das Bild, und nach einigen Monaten unermüdlichen Suchens entdeckte er die Todtenmaske in einem Trödelladen und kaufte sie 1849. Der Käufer ist todt, aber diese beiden Reliquien befinden sich im Großherzoglichen Museum zu Darmstadt, und gehören dem Kurator Dr. Ernst Becker, dem Bruder des Verstorbenen. Ich habe beide mit größtem Interesse betrachtet und bin der Meinung, daß das Bild nicht nach der Maske gemalt ist. Dr. Schaaffhausen wurde durch das Datum 1637 veranlaßt, es für ein Bild von Ben Jonson zu halten, eine Ansicht, die in gewisser Beziehung durch das Porträt von Jonson in der Dulwich-Gallerie bestätigt wird.²⁾ Andere dagegen nehmen an, es sei dies ein nach der Todtenmaske angefertigtes Phantasieporträt von Shakespeare. Man hat auch geglaubt, die Büste wäre nach einer Todtenmaske gearbeitet. Ist die Becker'sche Maske die, nach der Gerard Johnson gearbeitet hat? Wenn dem so ist, so muß freilich mit der Nase ein Mißgeschick passirt sein; denn die Nase der Maske ist lang und feingebogen, die Oberlippe ist kürzer als die an der Büste, und die Stirn tritt mehr zurück. Unter den vielen für Shakespeare gehaltenen Porträts finden sich nur zwei, deren Ursprung bis ins 17. Jahrhundert hinaufreicht und sich dann in Dunkelheit verliert. Bei der Ueberszahl wissen wir nur zu gut, woher sie stammen, oder können es sicher vermuthen; es sind: 1) mehr oder weniger treue Kopien älterer Bilder; 2) idealisirte Porträts, die den älteren oder der Büste nachgebildet worden; 3) wirkliche Porträts Unbekannter, die wegen einer vagen Aehnlichkeit mit der Büste oder mit jenen älteren Porträts, die man für Shakespeare hielt, geschätzt wurden und die man billig kaufen und theuer losschlagen konnte; und endlich 4) Fälschungen. — Ich schreibe keinen Aufsatz über die Porträts, und so begnüge ich mich die-jenigen aufzuzählen, deren Echtheit am Unwahrscheinlichsten ist:

¹⁾ Shakespeare: The Man and The Book. Part I p. 79.

²⁾ In Bezug hierauf siehe einen Artikel von mir in „The Antiquary“ vom September 1880. Dr. Schaaffhausen's Ansicht s. Shakespeare-Jahrbuch X 1875.

I. Der Droeshout'sche Stich, das Titelblatt zur ersten Ausgabe der Werke des Dichters, herausgegeben 1623 — i. e. der Stich in seinem ersten Stadium.

II. Das sogenannte Jansen'sche Porträt (auf Holz) in der Sammlung des Herzogs von Somerset. Man hat seinen Ursprung bis zum Jahre 1761 verfolgt. Es wurde damals von Charles Jennens Esq^{re} aus Gopsall gekauft. Es ist äußerst wahrscheinlich, daß es mit dem Bilde, welches der Herzog von Hamilton 1809 kaufte, identisch ist. 1811 veröffentlichte Woodburn den ersten Stich nach demselben und behauptete, das Bild sei im Besitz von Prinz Ruprecht gewesen, der es bei seinem Tode 1682 Mrs. E. S. Howes hinterließ. Woodburn konnte seine Behauptung nicht wirklich begründen, noch erwähnte er, daß das Bild Jennens' Eigenthum war.

III. Das Croker-Porträt. Boaden steht dafür ein, daß dieses Bild, von dem er sagt, es gehöre dem Right Hon. J. Wilson Croker, ein Duplikat des Jansen'schen ist. Die beiden Bilder und ihre Geschichte waren von jeher in Geheimniß gehüllt, das auch noch keineswegs gelüftet ist. Wem das spätere jetzt gehört, kann ich nicht entdecken. Sammler von Stichen können die beiden leicht unterscheiden. Der einzige Stich des Croker Porträts war von R. Cooper, und ist am 1. Januar 1824 von G. Smeeton herausgegeben; er ist von ovaler Form. Die übrigen sind alle entweder nach dem Jansen'schen oder nach Dunkarton's danach gemachten Stichen.¹⁾

IV. Das Chandos-Porträt (auf Holz) in der National-Gallerie in South-Kensington. Man hat seiner Spur bis 1668 gefolgt. Nach Davenant's Tode ging es auf John Otway über.

V. Das Lumley-Porträt. Wohl bekannt durch die vortreffliche Chromolithographie von Mr. Vincent Brooks — sie ist kaum vom Original zu unterscheiden —, welche sogar einmal für 40 Guineen als das Original verkauft worden ist. Man kennt es seit 1785.

VI. Das Ashbourne-Porträt (auf Holz).

VII. Das Felton-Porträt (auf Holz), seit 1792 bekannt.

VIII. Das Challis-Porträt (auf Holz).

IX. Das Hunt-Porträt, am Geburtsort. Dies befindet sich nicht in seinem ursprünglichen Zustande und kann nur beurtheilt werden, wenn man es mit einer, in Mr. Rabone's Besitz befindlichen Kopie vergleicht.

III, VI und VIII können nicht einmal bis zum vorigen Jahrhundert zurückgeführt werden.

Es ist keine Frage, daß das Jansen'sche Porträt, nach der Büste und dem Droeshout-Stich, den größten Werth hat. Leider ist das Chandos-Porträt, selbst wenn seine Vorgeschichte wahrheitsgetreu berichtet, von sehr geringem wirklichem Werthe, denn man hat es so oft reparirt oder restaurirt; es ist überdies in solch verwahrlostem Zustande, daß es nicht als Porträt gelten kann. Außerdem hat es nur geringe Aehnlichkeit mit der Zeichnung, die Ozias Humphreys im Jahre 1783 nach dem Bilde, in seiner früheren Gestalt, anfertigte. Diese Zeichnung ist ein ungewöhnlich schönes Kunstwerk, und selbst Scriven's Holzschnitt, so gut er ist, kommt kaum dagegen auf. Man vergleiche Humphrey's Zeichnung, die in dem Geburtshause hängt, mit Samuel Consius' schönem Mezzotint des Chandos-Porträts, welches vor vierzig Jahren gestochen ist, und man muß sich davon überzeugen, das jetzige Bild stellt nicht mehr den Mann vor — es mag gewesen sein, wer es wolle — nach dem es gemalt worden ist.

Wie viele die Büste, die Todtenmaske und diese Porträts betreffenden Fragen würden gelöst werden, fände man Shakespeare's Schädel. Der verstorbene amerikanische Bildhauer Mr. William Page, der sich für die Identität der Todtenmaske

¹⁾ Es gibt keinen Stich von „Dunbar“, der Name war ein Irrthum von Friswell anstatt Dunkarton. Boaden's „absolute facsimile“ und „no difference whatever“ (Inquiry I. page 137) sind Ausdrücke, denen die Stiche nicht entsprechen. Mein alter Freund, der Rev. Charles Evans, Rektor of Solihull, der die fast einzig dastehende Collection of Engraved Portraits of Shakespeare besitzt, hat auf mein Ersuchen den Cooper'schen Stich des Croker Porträts mit denen von Dunkarton, Earlom und Turner nach dem Jansen verglichen. Er schreibt: „In dem Cooper'schen ist das Gesicht spitzig, der Bart mehr zugespitzt und die Rüsche hat andere Kanten.“ Schließlich können derartige Differenzen Erfindung des Stechers sein. Ich möchte wohl wissen, wo das Croker-Porträt jetzt ist, und auch wo sich das befindet, welches vormalis im Besitz des verstorbenen Bischofs von Ely war.

und Shakespeare's Schädel während des Jahres 1874—75 ungleich mehr interessirte, als irgend ein Anderer, ist sehr nahe daran, einen Wunsch nach Ausgrabung des Schädels auszusprechen.¹⁾ Er hatte nicht den Muth, den Wunsch klar auszudrücken, und nach der Stelle, die ich anführen werde, wendet er sich plötzlich von seinem Gegenstande ab. Er sagt: „Der Mann, welcher die vier Zeilen schrieb (die Grabschrift), welche seinen Gebeinen die Ruhe gesichert haben, die das Epitaphium verlangt, vergaß Nichts, was zur Verwirklichung seiner Absicht beitragen mußte. Die Autorschaft des Epitaphiums kann nicht in Zweifel gezogen werden, es sei denn, daß ein anderer Mann in England Witz und Weisheit genug hatte, um das tiefste Innerste des treuen Herzens seines Volkes zu errathen, und es durch die einfache Bitte „um Jesu willen“ zu rühren wußte. Dies allein hat ihn von der Westminster-Abtei ferngehalten. Die Art des Befehls und des Fluches sind shakespearisch und sieghaft wie die Kunst irgend eines Grundgedankens in seinen Dramen.“ Nun folgt, ohne Absatz im Paragraphen, nicht was folgen mußte und sicher in Mr. Page's Gedanken war, sondern nur ein Citat nach Chantrey und John Bill, das Modell der Büste betreffend. Vielleicht ist ein Satz fortgeblieben, der früher zwischen den Bemerkungen über die Gebeine und denen über die Büste Shakespeare's eingefügt war, und darum stehen sich jetzt zwei ganz verschiedene Gegenstände in einem Abschnitte gegenüber. In dieser Todtenmaske sah Mr. Page eine Uebereinstimmung mit der Büste, dem Droeshout-Stich in seinem besten Zustande und dem Chandos-Porträt. Ich äußere mich weder über diese Anschauung, noch über die Thatsachen, auf die sie sich stützt. Aber ich habe alle vier betrachtet, ich habe auch Mr. Page's lebensgroße Bronzebüste, und wünschte, ich hätte weder sie noch eine Photographie von ihr je gesehen; denn der Anblick zerstörte einen freundlichen Traum. Mögen nun Mr. Page's Schlüsse und seine Büste gewesen sein, wie sie wollen, so zweifle ich doch keinen Augenblick, daß der Werth seines Buches in jenen genauen „Größenverhältnissen von Shakespeare's Maske“ gesucht werden muß, die er während der sechs Tage, an denen er freien Zutritt zum Großherzoglichen Museum hatte, nehmen konnte. Die Maße finden sich auf Seite 51—55 seines Buches und können event. vom größten Nutzen sein, wenn je die Zeit kommen sollte, daß Shakespeare's Schädel einer gleichen Messung unterworfen werden könnte. Was mich betrifft, so neige ich mich zu der Annahme: Kein mißverständenes Pflichtgefühl der Stratford'schen Behörden kann auf lange Zeit die Untersuchung verhindern, wenn der Schädel noch existirt.

Literatur

der Exhumierungsfrage, so weit sie Shakespeare's Gebeine betrifft.

I. Hawthorne, Nathaniel, in „Recollections of a Gifted Woman“ in „Our Old Home“ (in dem „Atlantic Monthly“ vom Januar 1863 abgedruckt) berichtet von Miss Delia Bacon's Projekt, das Grab Shakespeare's zu untersuchen, und über den Mißerfolg ihres Versuchs, der durch ihre Unentschlossenheit veranlaßt worden ist, weil sie sich vor einer Enttäuschung fürchtete.

II. Norris, J. Parker, im „New-York American Biblioplist“ vom April 1876 vol. VIII p. 38, in dem „Shakespearian Queries“ benannten Theile (wird abgedruckt in der „Philadelphia Press“ vom 4. Aug. 1876) schlägt ernsthaft die Ausgrabung von Shakespeare's Resten vor und fragt: „Ist es nicht einer Anstrengung werth, „das nachgeahmte Gleichniß“ von ihm, der für alle Zeiten schrieb, in Sicherheit zu bringen? Könnten wir nur eine Photographie seines Schädels bekommen, so wäre viel gewonnen und er würde uns dazu dienen, ein besseres Porträt von ihm zu machen, als wir jetzt besitzen.“ Sein muthiger Artikel ist besonders dadurch werthvoll, daß er Fälle anführt, in denen Leichen weit länger in der Erde gelegen haben, als Shakespeare's und in einem verhältnißmäßig guten Zustande aufgefunden sind. Was würde man nicht um einen Blick auf Shakespeare's Todtenantlitz geben?

Der Brief eines Freundes, „der in der Nähe von Stratford lebt“, aus dem

¹⁾ A Study of Shakespeare's Portrait 1876 p. 23.

er einen langen Auszug giebt, war von einem meiner jetzigen Kollegen in der Shakespeare-Verwaltung.

III. Timmins, Sam., wie es in dem eben angeführten Artikel heißt, schreibt nämlich: Einige Gräber aus der Shakespeare'schen Zeit wurden vor einigen Jahren in Church Lawford geöffnet und die Gestalten, Gesichter und Kleider waren vollkommen erhalten, aber natürlich waren sie nach einer halben Stunde in Staub zerfallen. Shakespeare's Grab ist in der Nähe des Avon, aber er ist sicher sorgfältig beerdigt (wahrscheinlich in einem Bleisarg), und man kann kaum zweifeln, daß mit den nöthigen Vorsichtsmaßregeln sein Gesicht vollkommen photographirt werden könnte. Wenn je, so rechtfertigt hier der Zweck die Mittel. Nicht um müßige Neugier, nicht um Reliquienschacher handelt es sich hier; wir wollen einfach der Nachwelt sichern, was wir ihr geben können: eine genaue Darstellung des großen Dichters, wie er lebte und starb. Dies ist gewiß zu rechtfertigen, wenigstens ist es, da wir kein authentisches Porträt haben, erlaubt. Einer solchen Pflicht könnte aufs Ehrfurchtsvollste genügt werden. Und doch bezweifle ich, daß es je dazu kommen wird; ich bin sehr für den Versuch, und trotz des Fluches würde, wenn keine Gebeine gefunden würden, kein Schaden daraus erwachsen. Den Leuten mit Lieblingshypothesen in Betreff der Porträts wird es freilich nicht erfreulich sein, wenn all ihre ausgetiftelten und folgerichtigen Beweise aufs Haupt geschlagen würden; aber was würde aus uns, wenn man gar keinen Shakespeare, sondern nur ein schimmeliges Manuskript in Lord Bacon's schöner römischer Handschrift fände? Eigentlich ängstigt mich das mögliche Resultat einer solchen Ausgrabung etwas. — Ernsthaft gesprochen, ich sehe keinen Grund, warum sie nicht unternommen werden sollte. Ein rechtskundiger Freund schlug neulich vor (natürlich scherzhaft, nicht amtlich), daß man dem Fluch entrinnen könne, wenn man eine Frau (*cursed be he*) dazu anstellte, und sie würden sich zu der Ehre drängen.

IV. Anonymer Artikel in „The Birmingham Mail“ vom 23. August 1876, überschrieben: „Shakespeare's Carte de Visite“. Hier ist man sehr gegen Mr. Norris' Vorschlag eingenommen. Der Schreiber ist geneigt, anzunehmen, daß der Freund, „der nahe bei Stratford lebt“, eine Fiktion von der Art der „Mrs. Harris“ sei, oder vielleicht ein bescheidener Ausweg, um dem Lobe zu entgehen, welches dem glänzenden Geiste, der dies Projekt ausgeheckt, gespendet worden wäre. Zwei Muthmaßungen aufs Gerathewohl und, wie wir gelesen haben, weit vom Ziel entfernt. Der Artikel schließt so: „Wäre Moses in Massachusetts aufgefunden, so hätte er den photographischen Apparat oder einige Geschäftsannoncen auf den Sinai mitnehmen wollen“. Was uns betrifft, so würden wir, falls wir das Glück hätten, Shakespeare lebendig in seinem Grabe zu finden, ihn auferstehen lassen und ihn ersuchen, an dem Geschäft, sein eigenes glänzendes Angesicht zu photographiren, Theil zu nehmen. Wir sind jedoch nicht so sanguinisch, dieses Wunder zu erwarten, obgleich durch die Macht dieses Zauberers ebenso große Wunder geschehen sind. Aber wo ist der „dreifache Fluch“, mit dem nach diesem Gewährsmann „der Grabstein belastet ist?“ —

Eine ganz andere Ansicht über die Inschrift finden wir bei Lord Ronald Gower. S. unten.

V. Anonymer Artikel in dem „London Daily Telegraph“ vom 24. August 1876. Auch strenger Gegner von Mr. Norris.

VI. Schaaffhausen, Hermann, in dem Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft X 1875. Er fragt: „Wenn wir anstehen, uns mit diesen Zeugnissen zu begnügen (Uebereinstimmung der Maske mit bekannten Porträts etc.), so steht uns ein einfacher Weg offen, die Frage zu entscheiden. Wir können Shakespeare's Schädel ausgraben und beide mit einander vergleichen. Es ist wahr, dies scheint dem Buchstaben des Epitaphiums zu widerstreiten:

Bleste Be \bar{E} Man \bar{T} Spares Thes Stones
And Curst Be He \bar{T} Moves My Bones.

Aber die edlen Gebeine dem forschenden Auge der Wissenschaft aufdecken — ist keine Entweihung. Sie wird nur Neues aus ihnen lernen und den Werth anderer Reliquien über jeden Zweifel erheben, und dann wird sie dieselben der Ruhe des Grabes zurückgeben.

VII. Anonymer Artikel in der „Birmingham Daily Post“ vom 29. Sept. 1877, überschrieben: „General Grant in Stratford-upon-Avon.“ Während des Besuchs desselben scheint Dr. Collis, der Vikar der dortigen Kirche, einige ent-rüstete Bemerkungen über Mr. Parker Norris' Aufsatz gemacht zu haben. „Nachdem er sich über die unverfrorene Anmaßung des Autors des Briefes (Artikels) ausgelassen, fährt Dr. Collis fort, Jeder, der einen solchen Versuch unternehmen wolle, müsse erst über seine Leiche wegschreiten, ehe er dahin käme und, setzt er hinzu, der Schreiber habe sogar vergessen, „bitte“ zu sagen.“ Es scheint, als ob die amerikanische Gesellschaft die Angelegenheit nicht von Mr. Collis' Gesichtspunkt angesehen habe.

VIII. Anonymer Artikel in dem „Birmingham Town Crier“ vom November 1877. Eine Stichelei über Mr. Collis' thörichte Auslassung. Mit dieser Kritik wollen wir uns begnügen, denn nil de mortuo. Es ist schade, daß die Leiche des würdigen Vikars nicht in der Kirche beigesetzt ist, damit die, welche sich dem Grabe Shakespeare's mit lobenswerthen Absichten nähern, den ehrwürdigen Herrn befriedigen und über seine Leiche dahin gelangen können.

IX. A Shakespearian. In der „Birmingham Daily Post“ vom 10. Okt. 1877: ein vernünftiger Artikel, der Mr. Parker Norris' Ansicht vertritt.

X. Anonymer Artikel in der „New York Nation“ vom 21. Mai 1878, in der wir lesen: „Ist es ein Sacrilegium, zu fragen, ob es nicht möglich wäre, festzustellen, daß die Stratford-Büste nach der Todtenmaske gemacht worden ist? Würde die jetzige Generation sich einer liebevollen ehrfurchtsvollen, wissenschaftlichen Untersuchung des Grabes von Shakespeare widersetzen?“

XI. Anonymer Artikel im „Atlantic Monthly“ vom Juni 1878 in der „The Contributor's Club“ benannten Abtheilung, wo es heißt: „Da die Zeit gekommen zu sein scheint, in der den Wünschen eines Menschen über das, was nach seinem Tode geschehen soll, von den Ueberlebenden absichtlich und willkürlich entgegen getreten wird, so wäre am Ende die Reimerei auf Shakespeare's Grab lange genug respektirt worden.“

„Good Friend For Jesus Sake Forbeare,
To Digg The Dust Enclosed Heare:
Bleste Be $\frac{E}{V}$ Man $\frac{T}{Y}$ Spares Thes Stones,
And Curst Be He $\frac{T}{Y}$ Moves My Bones.“¹⁾

Wenn wir bedenken, wie wenig wir über den großen Dichter wissen und dagegen die Möglichkeit halten, etwas durch Untersuchung seines Grabes zu entdecken, so scheint es, als dürfe mit der nöthigen Sorgfalt eine Durchsuhung gemacht werden, und vielleicht würde die Mühe belohnt. Der Schreiber schließt: „Ist es darum nicht rathsam, nicht zu zögern, bis es zu spät ist? Aber ich fürchte fast, es ist schon zu spät.“

XII. A Warwickshire Man in der „Argosy“ vom Oktober 1879 in einem Artikel betitelt: „Wie Shakespeare's Schädel gestohlen wurde.“ Die Wahrscheinlichkeit dieser Erzählung ist verblüffend. Wäre der Schlußtheil nicht so armselig — er fällt im Verhältniß zum Vorhergehenden ganz aus dem Rahmen — so könnte man die Geschichte beinahe als auf Thatsachen gegründet ansehen.

XIII. Ronald Gower in dem „Antiquary“ vom Aug. 1880, vol. II, p. 63, „The Shakespeare Deadmask“ schließt folgendermaßen: „Wie kann je bewiesen werden, fragen wir, daß diese Maske wirklich die Shakespeare's ist? Es kann faktisch nie bewiesen werden, wenn nicht der undenkbare Fall eintreten sollte, daß eine Jury von Frauen es unternähme, das geöffnete Grab in Stratford zu beaugenscheinigen; sie brauchten sich wenigstens nicht vor dem Fluche, der auf dem Grabe geschrieben steht, zu fürchten; denn es heißt „*cursed be he* (und

¹⁾ Buchstäblich so steht es auf dem jetzigen Leichenstein, nicht wie es von der „Atlantic Monthly“ citirt wird. Dasselbe gilt für die zwei Zeilen in Nr. VI. Das Manuskript von Dowdall ist leider in den „Traditionary Anecdotes“ modernisirt worden. Freilich hat es „Friend“ und „these“ wie in der Lesart der Flugschrift, aber auch „digg“ und „inclosed.“ Dowdall war aber ein höchst ungenauer Kopist. S. Facsimile in Mr. J. O. Halliwell's Folio Shakespeare vol. I, eingefügt zwischen 78 und 79. Das Dowdall-Manuskript schreibt nur die Anfangsbuchstaben des Epitaphiums mit großen Buchstaben.

nicht *she*) *who stirs that sacred dust.*“ Dies ist eine neue Auffassung des alt-ehrwürdigen Verses.“ Ich bemerke auch, daß Lord Ronald den Scherz des rechtskundigen Freundes vom Mr. Parker Norris wiederholt; damit will ich keineswegs sagen, er habe Kenntniß von seiner Existenz gehabt.

XIV. Halliwell-Phillipps, J. O., in seinen „*Outlines of the Life of Shakespeare*“, 1. Ed. 1881 p. 86, 2. Ed. 1882 p. 172, 3. Ed. 1883 p. 233, schreibt wie folgt: „Dem Versuch, in das Grab Shakespeare's einzudringen, kam man im Sommer 1796 am nächsten. Man grub in demselben Raum ein Grabgewölbe, stieß dabei auf eine Oeffnung, von welcher man annahm, daß sie der Eingang zur Ruhestätte der Gebeine des Barden sei. Es wurde jedoch aufs Gewissenhafteste jeder entferntesten Möglichkeit, den benachbarten Grund anzuschürfen, vorgebeugt. Man stellte den Küster zur Beaufsichtigung an, bis die Ziegelarbeiten in der daneben liegenden Gruft beendigt waren, um Jedweden daran zu verhindern, eine Untersuchung vorzunehmen. Durch die schmale Oeffnung, die sich zeigte, konnte man jedoch nicht das Geringste von den Ueberresten gewahren, und da der Dichter in der Erde, nicht in einem Gewölbe, ruht, überdies der Chorboden eine große Menge Feuchtigkeit absorbirte, so ist es höchst wahrscheinlich, daß nur Staub übrig geblieben ist. Diese Annahme mag dazu dienen, den Gedanken, aus wissenschaftlichem Interesse der Welt die körperliche Hülle aufzudecken, welche einst den großen Geist beherbergte, zu beseitigen.“ Mr. Halliwell-Phillipps hat mehr Vertrauen zu den ausgeführten Vorsichtsmaßregeln als ich. Ein dürrtiger Küster mit geldgierigen Fingern würde einem Reliquienjäger kaum gewachsen sein. Können wir hier nicht zwischen den Zeilen lesen u. d. „um irgend Jemandem zu gestatten, das Mauerwerk zu umklettern und den heiligen Staub zu untersuchen?“

XV. Anonymer Artikel in der „*Birmingham Daily Gazette*“ vom 7. Dez. 1880, überschrieben: „Ausgrabungen auf dem Kirchhof und in der Kirche in Stratford-upon-Avon.“ Hier wird auf die Autorität von Washington Irving's Sketch Book hin die Geschichte von Mr. Halliwell-Phillipps erzählt. Es ist ein Alarmartikel. Es wird über die Ausgrabungen des Vikar's geurtheilt, welche zwar aus lobenswerther Ursache, aber ohne Bewilligung oder Kenntniß der Laienbesitzer der Kirche unternommen worden sind.

XVI. Anonymer Artikel in der „*Cincinnati Commercial Gazette*“ vom 26. Mai 1883, betitelt, „Shakespeare zu Hause“, wo es heißt: „Auch sollten sie (die englischen Alterthumsforscher) nicht ruhen, bis sie Shakespeare's Grab untersucht haben. Daß dies durch die auf ihm eingegrabene Reimerei verhindert wird, ist eines wissenschaftlichen Jahrhunderts unwürdig. Man hat mir eingeworfen, daß, wenn irgend welche Dokumente mit Shakespeare begraben seien, diese durch die Feuchtigkeit des Bodens zerstört sein müssen. Das Grab ist jedoch beträchtlich höher gelegen, als der Avon, wie ich heute gesehen habe, und irgend welche, wenn auch die geringsten Spuren, die mit der Hülle des Dichters zusammenhängen, würden von Nutzen sein. Wenn sein Schädel noch nicht zu Staub zerfallen ist, so müßte er in dem Royal College of Surgeons aufbewahrt werden, als Gipfel der stufenweis aufsteigenden Sammlung von Skeletten, vom mikroskopischen bis zum göttlichen.“

XVII. Ingleby, C. M., *Shakespeare's Bones*, vom Juni 1883 ist der vorstehende Aufsatz.

II. Die Brosche Shakespeare's und deren Geschichte.¹⁾

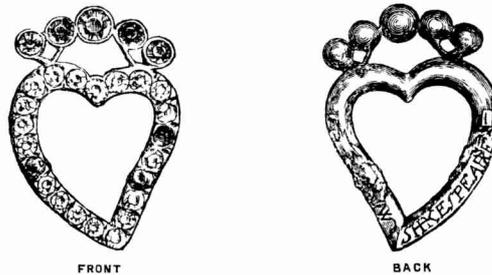
Im Jahre 1753 ging New Place mit seinem „Küchergarten, großen Garten und daran stoßendem Hof, mit allen Außengebäuden, sonstigen Gebäuden und Baulichkeiten, Scheunen, Ställen etc.“ durch Verkauf in den Besitz des Rev. Francis Gastrell, Pfarrers von Frodsham in Cheshire, über. Er scheint ein Mann gewesen zu sein, dem kein Verständniß für die Wichtigkeit der Verpflichtungen, die er der Welt schuldete, als er den Besitz eines so heiligen Vermächtnisses übernahm, innewohnte. Weil ihm die häufigen Besuche der Bewunderer des Dichters, die kamen, um den Maulbeerbaum zu sehen, lästig waren, so war sein erster Akt von Vandalismus, den Baum, der damals in vollem Wachsthum war, umschlagen zu lassen und ihn als Brennholz zu verkaufen. Drei Jahre darauf, 1759, erklärte derselbe „nie genug zu verfluchende Pfaffe Gastrell“, weil er sich ärgerte, daß man ihn zur Zahlung der auf New Place lastenden Armensteuer zwingen wollte, welcher er zu entgehen dachte, indem er einen Theil des Jahres in Lichfield wohnte, daß das Haus nicht wieder besteuert werden solle. Demzufolge machte er es dem Erdboden gleich, verkaufte das Material und, so erzählt man, „verließ Stratford unter den Flüchen und begleitet von der Wuth seiner Bewohner“. Das Holz des Maulbeerbaumes ist jedoch nicht verbrannt worden. Es wurde durch einen Mr. Thomas Sharp aus Stratford in Sicherheit gebracht. Dieser verarbeitete den größten Theil zu nützlichen und zierlichen Gegenständen aller Art. Sie wurden begierig gekauft und als Andenken von Englands größtem Dichter und Dramatiker gesammelt. In dieser Form existiren viele Andenken an Shakespeare; das bemerkenswertheste Stück ist ein Tisch, zum Theil aus dem Holz des Maulbeerbaums, zum Theil aus Eichenholz zusammengesetzt. Er gehört zur Zeit Thomas Hunt Esq., dem geachteten Stadtsekretär von Stratford; er war von seiner Entstehung an im Besitz der Familie und ist ganz kurze Zeit nach dem Fällen des Baumes angefertigt worden. Außer diesem Andenken befindet sich in der Bodleian Library ein Band von Ovid's Metamorphosen, in welchem Shakespeare's Initialen sind. Sie können möglicherweise von seiner Hand sein, da die Buchstaben seiner sonstigen Handschrift nicht unähnlich sind. Das Werk ist lateinisch, und innen steht mit den sauberen und deutlichen Lettern jener Zeit geschrieben: „Dies kleine Buch von Ovid ist mir von W. Hall geschenkt, welcher sagt, es habe einst Will Shakespeare gehört. T. N. 1682.“ Den Ursprung der Namensinschrift auf dem Vorsatzblatt von „The Essays of Montaigne“, übersetzt von Floris im Jahre 1603, hält man für zweifelhaft. Der einzige Satz, von dem man mit einiger Wahrscheinlichkeit annimmt, daß er von des Dichters Hand herrührt, ist die Aufschrift auf einer Vertragsurkunde zwischen Shakespeare und den Combes von 1602, ein Stück Land betreffend. Jenes Dokument gehörte faktisch dem Dramatiker und so darf man annehmen, daß die Signatur von ihm herrührt. Im Museum von Stratford ist der massive goldene Siegelring mit den Buchstaben W. S., die ein 'true lover's knot' mit Quasten umwindet. Dieser wurde vor dreißig oder mehr Jahren aufgefunden, und Mr. Halliwell-Phillips meint, es sei kaum zu bezweifeln, daß er dem Dichter gehört habe und wahrscheinlich kurz vor dessen Tode abhanden gekommen sei — nämlich während der Zeit zwischen der Aufnahme seines Testaments und der Bestätigung desselben; denn in der letzten Klausel ist an die Stelle des zuerst geschriebenen Wortes 'seal' 'hand' gesetzt. Nur von den aufgezählten Orten wissen wir, daß Shakespeare zu ihnen in naher Beziehung gestanden hat; die wenigen Unterschriften sind alles, was wir Handschriftliches von ihm haben; und eine kleine Anzahl Sachen — sie sind an den Fingern einer Hand abzuzählen — haben ihm persönlich gehört. Es ist merkwürdig, daß nicht ein einziges Stück Möbel, welches einst in New Place gewesen, nachzuweisen ist. Das Silber, das

¹⁾ Nach einem erweiterten Abdrucke aus Stratford-upon-Avon Herald vom 13. April 1883 mit Genehmigung des Herrn Rabone übersetzt. Nur einzelne Stellen, die den obigen Gegenstand nicht direkt berühren, sind fortgelassen.

Derselbe Gegenstand wird eingehend in einem Aufsätze der Birmingham Daily Gazette vom 20. Nov. 1883 behandelt. — Ein Exemplar dieser Abhandlung befindet sich in der Weimarer Shakespeare-Bibliothek.

Porzellan, die Pretiosen — mit Ausnahme des Siegelrings und der Brosche, auf welche wir später ausführlich zurückkommen — seine Kleider, Bücher und Alles, wovon man annehmen kann, daß er es aufgesammelt, fehlen, und wäre die Thatsache nicht unumstößlich erwiesen, es würde unglaublich klingen, daß ein Mann von des Dichters Geschmack, Mittel und Vermögen als einziges Gedächtniß seiner selbst seine gedruckten Werke hinterlassen habe. Aber es ist so, und deshalb haben die wenigen Gegenstände, die wir besitzen, den Reiz der größeren Seltenheit, einen eigenen Zauber und Werth.

Nach des Pfaffen Gastrell Tode ging New Place durch letztwillige Verfügung in den Besitz seiner Wittve über und erlitt im Laufe der Jahre manche Veränderung. Im April 1827 wurde ein kleiner Theil des Landes, nahe bei Chapel Lane, parzellirt verkauft, und dieser Umstand ist, den Fund der Brosche betreffend, von Belang. Vor zwanzig Jahren hatte Mr. J. O. Halliwell-Phillips die Genugthuung, die Trennung dieses Stückes Land von dem übrigen aufzuheben und mit Hülfe einer öffentlichen Sammlung das ganze Gut Shakespeare's, New Place, anzukaufen, damit es für ewige Zeiten von der Verwaltung (Korporation) seiner Geburtsstadt zum Andenken an den großen Dramatiker erhalten werde. —



Die Brosche Shakespeare's.

Die obenstehende Zeichnung ist eine genaue Nachbildung der Vorder- und Rückseite der Brosche, welche man mit großer Wahrscheinlichkeit und, so weit ein aus den Umständen geschöpftes Zeugniß beweisend ist, als ehemals Shakespeare gehörig anerkennt. Sie ist vor fünf und funzig Jahren auf merkwürdige Art gefunden, aber durch Zusammentreffen von Zufälligkeiten bis jetzt noch nicht ausführlich öffentlich besprochen worden. Sie besteht aus einem schmalen, silbernen, in Herzform gebogenen Reifen, von einem Zoll Höhe und etwas geringerer Breite. Ursprünglich war sie mit zwei und zwanzig Kristallen besetzt, von denen aber drei fehlen; die Fassung zweier ist mit Löthblei gefüllt, und die dritte ist hohl ohne Stein. Das Herz hat nicht die konventionelle Form, die wir auf jedem Spiel Karten finden, sondern es hat ungleiche Seiten (die eine Seite gerundet, die andere eingebogen), wie etwa das menschliche Herz. Oben ist eine Krone nur mit den Spitzen an das Herz gefügt. Sie besteht aus fünf größeren Steinen in abgestufter Dimension. Der erste, dritte und fünfte Stein sind roth, der zweite und vierte blau. Auf der Kehrseite dicht am Ende der einen Hälfte steht der Buchstabe W und an der anderen Seite hinauf liest man das Wort Shakespeare. Da auf der Hinterwand eine Menge weichen Löthmetalls zu bemerken ist, so sieht man, daß die Brosche zerbrochen und ungeschickt reparirt worden ist; wie, wird nachher erklärt werden. Ehe wir weiter auf die Details der Brosche eingehen, wird es gut sein, der eigenthümlichen Umstände, unter denen sie gefunden ist, zu gedenken. Wir haben oben angeführt, wie im Jahre 1827 ein Theil des Gartenlands von New Place, welches an Chapel Lane stößt, verkauft wurde; im darauf folgenden Jahre wurde die Brosche, bei Gelegenheit von Ausgrabungen, auf den Kehrrecht geworfen. Ein Arbeiter, Namens Joseph Smith, in Sheep Street in Stratford wohnhaft, der beim Graben und Planiren beschäftigt war, fand sie dort. Es heißt von ihm, er sei von Profession Böttcher

gewesen. Von seiner Tochter, Mrs. Pittaway, die noch jetzt in Stratford lebt, wird er, wie folgt, geschildert: „Er war kein besonderer Böttcher und tagelöhnerte im Lande herum.“ Als Smith die Brosche gefunden hatte, „hielt er sie nicht für was Rares“ und gab sie seinen Kindern zum Spielen. Sie war ganz mit Schmutz und Rost überzogen, aber die Reibung durchs Anfassen entfernte dies Alles sehr schnell und so konnten die Steine etc. bald klar unterschieden werden. Smith kratzte sie ab und reinigte sie, so gut er es verstand und dann fand er darauf die Buchstaben: W. Shakespeare, wie oben beschrieben. Vor dem W stand noch ein Wort, welches nicht erkennbar war. Smith meinte, es hätte wie LOVA ausgesehen. Man vergesse nicht, daß dieß vor dem Zerbrechen und Zusammenlöthen der Brosche war. Er schabte sie ab, um die Worte deutlicher hervortreten zu lassen; statt dessen wurden sie fast verwischt und das spätere Löthen hat jede Spur von ihnen verlöscht. Durch den Gedanken, eine wirkliche Reliquie Shakespeare's zu besitzen und Geld aus ihr lösen zu können, übermüthig gemacht (denn er war sehr arm), stellte er sie in seinem Hause in Sheep Street aus und hing eine geschriebene Ankündigung an das Publikum, von dem was drinnen zu schauen war, aus Fenster. Diese Ankündigung liegt uns jetzt vor. Sie ist auf einem gelben, recht alten und vielbefleckten Bogen Schreibpapier geschrieben. Die Schriftzüge sind groß, augenscheinlich die einer ungeübten Person, und sie bedecken nur die Hälfte der ersten Folioseite. Folgendes ist der Inhalt; die Eigenthümlichkeiten in der Orthographie und Satz-bildung sind beibehalten: „*To be seen here Shakespeare's Brooch. The last Relict Found upon the spot by Joseph Smith, Cooper, of Stratford, when part of the House called New Place situated in Chapel Street was pulled down, which House Shakespear Built, and in which he Lived and Died, this Relict was discover'd among the Rubbish in the Year One Thousand Eight Hundred and Twenty Eight, and from the death of Shakespear it must have been lost Two Hundred and Twelve Years.*“ Darunter steht mit Bleistift geschrieben: *I believe the Brooch presented to be a relic of the Immortal Shakespeare.—George Jackson Antiquarian.*“ Dann auch mit Bleistift: „*So do I, Samuel Bayley, Artist.*“ Endlich: „*This brooch bears every appearance of having belonged to Shakespeare, and the writing*“ (bezieht sich augenscheinlich auf die Inschrift) „*in my opinion confirms it.*—*Hy. Brook, Sunday Chronicle Office, 18, Pickett Street, London.*“ Dann ist noch die Unterschrift „*W. S. Cox, Birm.*“ welcher von anderer ungeübter Hand die Buchstaben „*Dr.*“ beigefügt sind, augenscheinlich in der Absicht, deutlich zu machen, daß der berühmte Chirurg William Sands Cox, F. R. S., es angezeigt gefunden hat, seinen Namen auf das Papier zu setzen, um die Echtheit der Brosche zu bezeugen. Mr. Sands Cox war ein häufiger Gast in Stratford, und wenn wir diese Schrift mit seiner sonstigen vergleichen, so haben wir keinen Grund, an ihrer Echtheit zu zweifeln. Auf der Innenseite des Bogens ist eine Notiz aus dem „*Mirror*“ aufgeklebt und außerdem stehen daselbst mehrere Namen, die nicht zu entziffern sind. —

Die Auffindung der Brosche machte in Stratford beträchtliches Aufsehen und Captain James Saunders, ein bedeutender Alterthumskenner der Stadt (dem das Shakespeare-Museum sehr verpflichtet ist, weil er ihm werthvolle Manuscripte und auf die Geschichte Stratford's bezügliche Zeichnungen zugewendet hat, die unter dem Namen „*The Saunders Collection*“ bekannt sind), versuchte alles mögliche, um in ihren Besitz zu kommen. Er bot 7 £ für die Brosche, Smith lehnte ab, da man ihm gesagt, sie sei viel mehr werth, und abgesehen davon, verdiente er gelegentlich Geld, indem er sie Neugierigen zeigte. Captain Saunders schickte eine kurze Notiz über die Auffindung der Brosche an den „*Mirror*“ vom 26. Sept. 1829 unterzeichnet HJTHWC, „*welche von zwei ziemlich guten Holzschnitten begleitet war, aber sie lassen einige der interessantesten Einzelheiten wie die verbundenen Glieder des W und die Zusammenziehung der drei Buchstaben HAK in einen, die auf obenstehender Abbildung erkennbar sind, vermissen.* Capt. Saunders spricht seine Ansicht über die Brosche im „*Mirror*“ wie folgt aus: „*Diese Brosche wird von kompetenten Kennern und Alterthumsforschern in und um Stratford für einstiges persönliches Eigenthum von Shakespeare angesehen.*“ Diejenigen, welche Capt. Saunders Fachkenntnisse und seinen Geschmack von der Saunders-Collection her kennen, werden seine Ansicht respektiren. Die

Originalskizzen, welche Capt. Saunders für den „Mirror“ zeichnete, sind zur Zeit Eigenthum von Mrs. Voisey in Stratford, einer Tochter von Mr. William Hurdis Harborne, welchem später die Brosche gehörte. Nach einiger Zeit wurde Smith sehr arm; denn zehn Kinder waren auf ihn angewiesen, und er hatte keine Arbeit. Er bat die Gemeinde um Unterstützung; sie wurde verweigert, weil er die Brosche besaß, die für werthvoll galt und die er weder aufgeben noch verkaufen wollte. Da er in Noth war, verließ er die Stadt, um auswärts Arbeit zu suchen. In der Zwischenzeit, vor seiner Rückkehr, beanspruchten seine Frau und Kinder öffentlichen Unterhalt. Als er zurück kam, führte man ihn vor den Magistrat unter dem Vorgeben, er habe Frau und Kinder verlassen und sie der öffentlichen Wohlthätigkeit zur Last gelegt. Smith giebt an, daß er während des Amtsjahres von Mr. Smith, als Mayor, ins Gefängniß gesetzt worden sei. Mr. Smith war vom 1. September 1830—31 Mayor von Stratford, hiernach ist die Zeit festzustellen. Mr. Smith und sein Beisitzender Mr. Geatly sagten, Smith sei eigensinnig gewesen und habe sich geweigert, die Brosche abzugeben, nun würden sie auch eigensinnig sein und wenn es anginge, ihn sicher auf ein Jahr nach Warwick ins Gefängniß schicken. Sie verurtheilten ihn jedoch auf drei Monate. Smith behauptet, er sei überzeugt, sein Vergehen wegen Verlassung seiner Familie wäre übersehen worden, hätte er sich von der Brosche getrennt. Während Smith im Gefängniß war, wurde die Brosche Mr. William Hurdis Harborne in Verwahrung gegeben. Dieser hatte Smith früher auf die Brosche Geld geliehen, aber trotz seiner Armuth hatte sich jener stets geweigert, sich von ihr zu trennen. Nachdem Smith das Gefängniß verlassen, streckte ihm Mr. Harborne von Zeit zu Zeit verschiedene Summen vor, unter der Bedingung, daß Smith die Brosche wieder bekommen solle, wenn er das Geld bezahlte. Hierzu war er nie im Stande.

„Lawyer Wheler“ — Mr. Robert Bell Wheler, Rechtsanwalt in Stratford, bekannter Shakespearianer und Verfasser von „Wheler's Guide“ und „Wheler's History of Stratford“ — bemühte sich, die Brosche in seinen Besitz zu bekommen, aber man konnte Smith nicht dazu bewegen, seinen Antheil an derselben aufzugeben. Smith willigte jedoch darein, daß Mr. Harborne die Brosche öffentlich ausstellte, unter dem Vorbehalt, daß er ihm einen Theil des Gewinnes abgäbe. Harborne hielt zu der Zeit eine Schenke in Henley Street, Shakspeare's Geburtshaus gegenüber; jetzt heißt diese „Stratford Arms“. Im Fenster hing eine Ankündigung mit einer Beschreibung der berühmten Reliquie, und Mrs. Pittaway, die jüngste Tochter von Smith, die noch in Stratford lebt, sagt: „Fast Alle, die des Dichters Geburtshaus zu sehen kamen, gingen hinüber und besahen auch die Brosche.“ Sie sagt, Smith habe später häufig Gelegenheit gehabt, sie zu verkaufen, aber er konnte Harborne nicht bewegen, sie herauszugeben; der, weil er Smith Geld für sie vorgeschossen, welches dieser nicht zurückbezahlt hatte, seinen Anspruch nicht aufgeben wollte. Harborne zog später, unter Mitnahme der Brosche, nach Rowington bei Warwick, wo er 1845 starb. Sein Sohn Mr. Joseph Harborne, jetzt in Stratford-on-Avon ansässig, kam nach dem Tode seines Vaters, als dessen Testamentsvollstrecker, in den Besitz der Brosche. Das Mobiliarium und die Effekten des Vaters, Mr. William Hurdis Harborne, waren seinen drei Kindern zu gleichen Theilen hinterlassen; da sich aber die Familie nicht über den Werth der Brosche einigen konnte, so blieb sie fast zwanzig Jahre im Besitz von Mr. Joseph Harborne. Vor ungefähr siebzehn Jahren bekam sie der andere Bruder, nachdem er seinem Bruder Joseph ein Drittel des veranschlagten Werthes der Brosche bezahlt hatte. Von da an blieb sie bis vor Kurzem verschwunden. Mr. Joseph Harborne erzählt, daß er sich gut darauf besinnt, wie die Brosche in Henley Street, im Hause seines Vaters, beim Vorzeigen zerbrach. Es kam einmal eine Dame, eine Schauspielerin, um sie zu sehen; sie drückte sie schwärmerisch an die Brust, indem sie ausrief: „O! mein Shakespeare!“ und zerbrach die Brosche dabei in zwei Stücke. Auch Mrs. Richard Voisey, Tochter von Mr. William Hurdis Harborne, die noch jetzt in Stratford wohnt, erinnert sich daran, wie die Brosche zerbrochen wurde und bestätigt ihres Bruders Erzählung über die Art dieses Vorgangs. Sie sagt, die Brosche sei von Mr. John Bissell, einem Zinngießer und Kupferschmied, der in Great William Street in Stratford wohnte, zusammengelöthet worden. Er war

ein alter Freund der Harborne'schen Familie, und sie fürchteten sich, sie sonst Jemandem anzuvertrauen. Dies also wäre der Grund, warum sie so ungeschickt reparirt ist. Die Brosche liegt in einer kleinen, runden Schachtel von dunklem Holz, welche, vergleicht man sie mit andern Gegenständen, die aus Shakespeare's Maulbeerbaum verfertigt sind, aller Wahrscheinlichkeit nach von jenem Holz gemacht ist. Vor funfzig Jahren konnte man noch Stücke von dem Maulbeerbaum bekommen. Es ist bekannt, daß Mr. William Hurdis Harborne davon besaß, und darum ist es nicht unwahrscheinlich, daß Smith sich leicht ein Stück davon verschaffen konnte, um dem Gegenstand, den er für so werthvoll hielt, ein passendes Behältniß zu arbeiten. Mrs. Pittaway, Smith's Tochter, und Mrs. Voisey sagen, sie hätten immer gehört, die kleine runde Schachtel sei aus dem berühmten Maulbeerbaum gefertigt, der von Shakespeare eigenhändig gepflanzt sei und welchen der verruchte Pfaffe Gastrell gefällt habe, ohne daß es ihm damit gelungen sei, ihn zu vernichten.

Für verschiedene der eben angeführten Einzelheiten sind wir Mr. Joseph Harborne, dem Sohn von Mr. William Hurdis Harborne (derselbe, welcher zuerst die Brosche von Smith bekam), dann seiner Schwester, Mrs. Richard Voisey, und endlich auch der Mrs. Pittaway, Smith's jüngster Tochter, zu großem Dank verpflichtet. Alle diese Personen leben noch heute in Stratford. Andere darauf bezügliche Umstände befinden sich in einer protokollarischen Erklärung, die Joseph Smith am 20. August 1864 in Warwick hat aufnehmen lassen; eine Kopie derselben ist diesem Artikel angefügt. 1864 wurde die Brosche Mr. J. H. Pollen, damals am South Kensington Museum, vorgelegt. Er schreibt darüber wie folgt: „Ich habe eine kleine, silberne, mit Kristallen besetzte Brosche, die oben eine Krone mit fünf imitirten Edelsteinen hat, gesehen. Die Brosche ist herzförmig und hat auf der Rückseite den Namen von W. Shakespeare. Ich sehe keinen Grund, weshalb ich ihr Alter oder irgend einen Theil der beigefügten Erklärung in Zweifel ziehen sollte. Sie ist 1828 in Stratford-on-Avon gefunden worden.“ Vor Kurzem ist die Brosche Mr. J. W. Tonks, Theilhaber der Firma T. und J. Bragg, zur Untersuchung übergeben worden. Es sind dies die bekanntesten Juweliere von Birmingham und London, deren lange Erfahrung in der Anfertigung von Bürgermeister-Ketten und amtlichen Abzeichen, von den andern Zweigen ihres Geschäftes zu schweigen, ihnen ungewöhnlich häufige und vortheilhafte Gelegenheit geboten hat, Proben alter Goldschmiedekunst und Verzierungen zu prüfen. Mr. Tonks sagt von der Brosche: „Die Flächen der Steine waren augenscheinlich hexagonal, obgleich bei vielen die Winkel durch langen Gebrauch und daraus entspringender Reibung abgeschliffen sind. Der Schliß ist auf primitive Weise gemacht, die nach der Restauration, als man französische Moden einführte, nicht allgemein üblich war; die Art der Fassung gehört dem 16. Jahrhundert an. Die Brosche hat ganz das Ansehen, als datire ihre Entstehung mindestens aus der Shakespeare'schen Zeit.“ Im Zusammenhang mit den erzählten Thatsachen kann gefragt werden, welcherlei Zeugniß die Brosche selbst dafür ablegt, in Shakespeare's Besitz, oder seiner Zeit angehörig gewesen zu sein.

Und vor Allem was sagt uns das W auf der linken Seite der Brosche? Die meisten neueren Sprachen haben den Buchstaben W nicht, welcher in dem englischen Alphabet seine Gestalt durch Wiederholung des V erhält; also VV. Später wurden die Buchstaben zusammengerückt, so daß sie einander berührten und in der Folge wurden die Mittelglieder verschlungen, wie die Brosche es hier wiedergibt: . Diese Form des Buchstaben war Ende des 15. und

zu Anfang des 16. Jahrhunderts sehr gebräuchlich, wie man durch Vergleichung mit Büchern oder Grabsteinen aus jener Zeit ersehen kann. Der Siegelring im Geburtshaus-Museum hat das verschlungene W; dann der Name Henry Walpole's, der in eine Gefängnißmauer des Tower of London gemeißelt ist. „*The most excellent Historie of the Merchant of Venice, Written by William Shakespeare*“ und „*Mr. William Shakespeare, His Time, Chronicle, History of the Life and Death of King Lear and his Three daughters*“ aus dem Jahre 1608 im Museum, haben dieselbe Form des W. Die Zeilen auf der Gruft von Shakespeare's Tochter, Susannah Hall, welche an des Dichters Grab grenzt, haben sechsmal jene Form des Buchstaben W und auf dem Grabstein von Richard Hill im süd-

lichen Transept, der jetzt als Sakristei dient, finden wir noch vier Wiederholungen. Ein wichtiges Beispiel für den weit verbreiteten Gebrauch, das W in der Art zu schreiben, finden wir in einer deutschen Bibel, die jetzt im British Museum ist und die 1584 in Wittenberg herauskam. Die großen Lettern sind auf S. 89 des Werks „The Art of Illuminating“ von Tymms und Digby Watts abgebildet. — In der Zeit, in welcher Shakespeare lebte, war es sehr gebräuchlich, zwei Konsonanten zusammen zu ziehen. Allgemein findet man den Gebrauch jedoch nur auf Gräbern, weil dort die Buchstaben gemeißelt sind; die Drucktypen werden nicht so angefertigt. In den Zeilen auf dem Stein über des Dichters Grab, welche Schutz für seinen Staub und Fluch für den Störer seiner Gebeine erflehen, finden sich zwei derartige Fälle, T und H sind verbunden und haben zusammen nur zwei Grundstriche. Die Tafel zum Gedächtniß seiner Frau hat drei Beispiele doppelter Konsonanten, und auf dem Grabe der Frau von Gifford Long in der Kirche zu Bradford-on-Avon aus dem Jahre 1601 steht siebenmal **HE** und zweimal **TE**. Auf dem Täfelchen unter Shakespeare's Büste, in dem Chor der Kirche in Stratford sind sieben verschlungene W, neun Doppelbuchstaben und ein Beispiel von drei zusammengezogenen Buchstaben. Die Verbindung dreier Buchstaben kommt freilich nicht so häufig vor. Man wird bemerken, daß die Buchstaben HAK auf der Brosche derartig verbunden sind; der einzige andre Fall, dessen wir uns erinnern können, ist auf jenem Täfelchen in der Kirche von Stratford. Er findet sich in jenen Zeilen, die anfangen: „*Stay passenger, why goest thou by so fast?*“ und dort sind die Lettern THE so verbunden **TE**. Nach all diesem kann man nicht ohne Grund folgern, daß die Brosche zur Zeit Shakespeare's angefertigt worden sei, als eben solche Buchstaben gebräuchlich waren, und es ist merkwürdig, daß die beiden Beispiele von dreitheiligen Lettern mit Shakespeare in Verbindung stehen.

Die eben angeführten, aus den Umständen geschöpften und in der Sache selbst liegenden Beweise werden durch das Zeugniß von Mrs. Elisabeth Pittaway, der jüngsten Tochter von Smith, dem Finder der Brosche, und Mrs. Richard Voisey und Mr. Joseph Harborne, Tochter und Sohn von Mr. William Hurdis Harborne, der die Brosche von Smith hatte und die sämmtlich in Stratford leben, bestätigt, und sie scheinen völlig ausreichende Gewähr dafür zu geben, daß die Brosche eine echte Hinterlassenschaft von Shakespeare ist. Leider sind wir nicht in der Lage, Smith's letzte Worte in Bezug auf dieselbe wiederzugeben; denn er ist im Alter von 89 Jahren am 8. Sept. 1880 gestorben. Jedoch eine gerichtliche Erklärung vom Jahre 1864, als Mr. William Hurdis Harborne vollen Besitz von der Brosche ergriff, ist am Schluß dieses Artikels angefügt, und bis zuletzt hatte Smith die volle Ueberzeugung von der Echtheit der Broche und daß sie wirklich Das sei, wofür man sie hielt. Hierüber muß sich Jeder seine eigene Meinung bilden. Er schätzte ihren Werth auf 1000 £ und ging lieber drei Monate ins Gefängniß, ehe er ihren Besitz aufgab, bis „Armuth und nicht sein Wille ihn dazu zwang.“ Die Brosche ist nur durch zwei Hände gegangen, von denen Smith's in die ihres nunmehrigen Besitzers, und Jahre lang ist sie vor den Augen des Publikums verborgen gehalten worden. Eine höchst wichtige Thatsache ist es, die der Brosche Wichtigkeit und Interesse verleiht und als recht guten Beweis für ihre Echtheit und ihren Werth gelten kann, nämlich, daß Captain Saunders und Mr. Bell Wheler, zwei so gelehrte Alterthumsforscher, rückhaltlos an ihre Echtheit glaubten und Anstrengungen machten, um sie sich zu sichern. Ihr Geschmack und ihre Kenntnisse waren nicht gewöhnlich, besonders so weit es Stratford betraf, und wäre es nach ihren Wünschen gegangen, so hätte die Brosche sicher längst einen hervorragenden Platz, dort wo so manche ihrer Sammlungen sich befinden — im Shakespeare-Museum. Wie die Sachen stehen, hoffen wir und haben Grund anzunehmen, daß sie dort in nicht zu langer Zeit im Verein mit so vielen anderen wissenschaftlichen, künstlerischen und antiquarischen Schätzen ihren Platz finden und mit ihnen der Stadt Stratford Ansehen und Wichtigkeit verleihen und das Andenken des unsterblichen Shakespeare ehren wird.

Folgendes ist die gerichtliche Erklärung, welche Joseph Smith in Bezug auf die Auffindung der vorher erwähnten Brosche gegeben hat:

„Ich Joseph Smith, Böttcher aus Stratford-on-Avon in der Grafschaft Warwick, erkläre feierlich und der Wahrheit gemäß, daß ich im Jahre eintausend-achthundertundachtundzwanzig die mir jetzt vorgewiesene Brosche, auf deren Rückseite der Name W. Shakespeare eingravirt ist, auf einem Haufen Kehrriech gefunden habe, welcher von New Place in dem vorgenannten Stratford-on-Avon während baulicher Veränderungen auf diesem Grundstück herausgeschafft und vor demselben niedergelegt worden war. Genannte Brosche ist aus Silber gearbeitet, mit imitirten Steinen besetzt, hat die Form einer Harfe (eines Herzens) und einen Kranz als oberen Abschluß. Ich hielt sie für ziemlich werthlos und gab sie meinen Kindern zum Spielen. Als ich die Brosche fand, war sie so verwittert, daß man nicht erkennen konnte, aus welchem Metall sie gemacht sei. Ich rieb und reinigte sie so gut ich es vermochte, als ich eine Schrift auf ihr bemerkte und nach weiterem Reinigen fand ich, daß der Name „W. Shakespeare“ darauf stand. Noch ein anderes Wort war vorhanden, welches ich nicht entziffern konnte. Es sah aus wie „LOVA“. Ich rieb jedoch so lange, bis das Wort fast verschwunden war. Die Nachricht von meinem Fund kam bald zu Ohren des Captain Saunders, eines Antiquitätensammlers aus Stratford, welcher mich aufsuchte, um ihn zu besichtigen. Er bot mir 7 £ dafür, aber ich schlug dies Angebot aus, weil mir gesagt worden war, ich könne mehr dafür bekommen. Da ich mich zu jener Zeit in sehr schlechten Verhältnissen befand, ich hatte für zehn Kinder zu sorgen und hatte keine Arbeit, wendete ich mich an die Armenverwaltung um Unterstützung, welche mir verweigert wurde, weil ich die erwähnte Brosche besäße; man verlangte, ich solle sie abgeben oder verkaufen. Diesem Verlangen widerstand ich. Ich verließ die Stadt, um Arbeit zu suchen und blieb etwa vierzehn Tage fort. Als ich zurückkam, wurde ich vor Gericht gestellt. Es war dies in dem Jahr, als Mr. William Smith Mayor war. Er und sein Beisitzer Mr. Geatly sagten, da ich hartnäckig gewesen sei und die Brosche nicht habe aufgeben wollen, würden sie auch hartnäckig sein und mich, wenn sie könnten, sicherlich auf zwölf Monate nach Warwick schicken. Sie verurtheilten mich jedoch nur auf drei Monate. Mein Vergehen, daß ich meine Familie verlassen habe, würden sie, glaube ich, übersehen haben, hätte ich ihnen die betreffende Brosche gegeben. Bald darauf wurde mir durch Mr. William Hurdis Harborne Geld für sie geboten; ich nahm dies Anerbieten an und überließ ihm die Brosche, aber unter der Bedingung, daß er sie mir wiedergäbe, sobald ich ihm das Geld zurückerstatten könne. Da ich aber immer arm war, bin ich nie in der Lage gewesen, sie wieder einzulösen, und habe keine Hoffnung, es je zu vermögen. Ich habe keinen weiteren Anspruch an dieselbe, und diese feierliche Erklärung, von deren Wahrheit ich in meinem Gewissen überzeugt bin, gebe ich ab gemäß den Bestimmungen einer im fünften und sechsten Jahr der Regierung Sr. Maj. des hochseligen Königs Wilhelm IV. erlassenen Verordnung, mit dem Titel: „Verordnung behufs Aufhebung einer Verordnung der gegenwärtigen Parlamentssession, mit dem Titel: „Verordnung, betreffend die durchgreifendere Abschaffung von Eiden und Eidesformeln, wie sie in verschiedenen Gebieten der Verwaltung abgenommen und geleistet werden, und deren Ersetzung durch schriftliche Erklärungen“, sowie behufs wirksamerer Unterdrückung von freiwilligen und außergerichtlichen Eidesleistungen und Anordnung weiterer Maßregeln zur Abschaffung unnöthiger Eidesleistungen.

Joseph Smith.“

„Geschehen zu Warwick, Grafschaft Warwick, am 20. Aug. 1864 vor mir, Thomas Heath, Kommissar zum Abnehmen von Eiden in Chancery in England.“

Dieser Erklärung ist auch der erste Entwurf, nach dem sie abgefaßt worden ist, beigelegt. Er ist augenscheinlich von einer ungebildeten Person geschrieben, wahrscheinlich nach Smith's Diktat, da es nicht seine Handschrift ist.

Wir können schließlich noch hinzufügen, daß der gegenwärtige Besitzer der Brosche in dem Maulbeerholzkasten Mr. John Rabone aus Birmingham ist, ein

begeisterter Bewunderer Shakespeare's, wie er durch die von ihm aufgewendete Mühe und Kosten, um eine korrekte Kopie des „Shakespeare-Porträts“ vor seiner Verhunzung durch Mr. Collins zu erlangen, bewiesen hat.

III. Shakespeare's Benutzung der Bibel.¹⁾

Der Wunsch, den so Viele hegen, mit großen und guten Menschen in verwandtschaftlichen Beziehungen zu stehen, oder ihre Abstammung von einer Familie herzuleiten, deren Stammbaum ins graue Alterthum hinaufreicht, ist nicht modernen Ursprungs und auch nicht auf eine bestimmte Nation beschränkt. Die stolze Erklärung: „Wir haben Abraham zum Vater“, die vor mehr als achtzehnhundert Jahren im Osten abgegeben wurde, findet ihre Wiederholung in unseren Tagen im Westen, wo Hunderte ihre Verbindung mit den Genossen Wilhelms des Eroberers oder auch mit Familien späteren Datums nachzuweisen bestrebt sind. Und dieses Streben begnügt sich nicht bloß mit der Blutsverwandtschaft; es äußert sich genau eben so nachhaltig in Bezug auf geistige Zusammengehörigkeit. In jedem Zeitalter und in jedem Lande haben die Bewunderer der Geistesriesen ihres Volkes zu beweisen versucht, daß die erleuchteten Männer anderer Nationen die legitimen oder nicht-legitimen Abkömmlinge ihrer eigenen großen Geister waren.

Als die Juden während des zweiten Tempels mit den philosophischen und poetischen Schriften der Griechen bekannt wurden, erklärten sie rund heraus, daß Plato die Gesetze des Moses abgeschrieben habe, welche von gelehrten Hebräern lange vor der Septuaginta ins Griechische übersetzt worden seien. Die alten christlichen Kirchenväter gingen noch weiter als die Rabbinen. Nicht nur versichert uns Justinus Martyr, der im Anfange des zweiten Jahrhunderts lebte, daß sowohl Homer als auch Plato ihre Weisheit den Schriften des Moses und der Propheten entnommen hätten, sondern auch der berühmte Clemens von Alexandrien, der etwas später im selben Jahrhundert blühte, widmete zwei Kapitel seiner gelehrten „Stromata“ (Miscellen) dem Beweise, daß die „griechischen Philosophen, die Stoiker, Plato, Pythagoras, ja auch Aristoteles der Peripatetiker“ Einer wie der Andere von den Hebräern abgeschrieben hätten, und daß selbst die Wunder bei den heidnischen Schriftstellern nichts als ein Abklatsch der jüdischen Erzählungen seien.

Obwohl dies eine der verzeihlichsten Schwächen unserer Natur ist, da es als eine unwillkürliche Huldigung vor dem Guten und Großen erscheint, so will ich doch mit Shakespeare eine ähnliche ehrenvolle Vergleichung nicht anstellen. So sehr ich auch die heilige Schrift verehere, und so fest ich auch glaube, daß Shakespeare sie gründlich kannte, so fällt mir doch keinen Augenblick ein, zu sagen, daß er seine Gedanken oder seinen Stil der Bibel entlehnt habe. Der bewunderungswürdige Moralphilosoph Shakespeare, der das Menschenleben in allen seinen Beziehungen darstellte, benutzte das Buch Gottes ebenso wie er das Buch der Natur benutzte, und das, was er ihnen beiden entnahm, verarbeitete er mit der ihm eigenen unvergleichlichen Geschicklichkeit zu Geißeln für das Laster und zu Kränzen für die Tugend.

In den kurzen Bemerkungen, die ich hierüber zu machen beabsichtige, hoffe ich zu zeigen, erstens — daß Shakespeare, wo er eine Bibelstelle ausdrücklich citirt, oder indirekt auf sie anspielt, ein ebenso origineller wie meisterhafter Interpret der Bibel wie der Natur ist, und zweitens — welche Uebersetzung der Bibel er benutzte.

Von allen Bibelstellen, die Shakespeare anführt, zeigt keine seine unübertreffliche Meisterschaft in der Entwicklung und Verächtlichmachung der so oft vorkommenden Mischung von Gemeinheit und Scheinheiligkeit deutlicher, als jene, welche er Shylock und Antonio in den Mund legt.

¹⁾ Athenaeum. 2896.

Shylock will aus seinem Gelde den größtmöglichen Nutzen ziehen. Da er indessen unter dem Einfluß der hebräischen Schriften erzogen worden ist, welche den Wucher verbieten, hat er doch noch so viel Gewissen und Schamgefühl in seiner Brust, daß er versucht, sein Benehmen vor seinem Opfer zu rechtfertigen. Er beruft sich daher auf einen Fall im Leben des Patriarchen:

Als Jakob Laban's Schafe hütete —
Er war nach unserm heil'gen Abraham,
Weil seine Mutter weislich für ihn schaffte,
Der dritte Erbe — ja, ganz recht, der dritte.
Antonio: Was thut das hier zur Sache? Nahm er Zinsen?
Shylock: Nein, keine Zinsen; was man Zinsen nennt,
Das grade nicht: gebt Acht, was Jakob that.
Als er mit Laban sich verglichen hatte,
Was von den Lämmern bunt und sprenklicht fiele,
Das sollte Jakob's Lohn sein, kehrten sich
Im Herbst die brünst'gen Mütter zu den Widdern:
Und wenn nun zwischen dieser woll'gen Zucht
Das Werk der Zeugung vor sich ging, so schälte
Der kluge Schäfer euch gewisse Stäbe,
Und, weil sie das Geschäft der Paarung trieben,
Steckt er sie vor den geilen Müttern auf,
Die so empfangen; und zur Lämmerzeit
Fiel Alles buntgesprengt und wurde Jakobs.
So kam er zum Gewinn und ward gesegnet.
Gewinn ist Segen, wenn man ihn nicht stiehlt.
Antonio: Dies war ein Glücksfall, worauf Jakob diente.
In seiner Macht stand's nicht, es zu bewirken,
Des Himmels Hand regiert' und lenkt' es so.
Steht dies, um Zinsen gut zu heißen, da?
Und ist eu'r Gold und Silber Schaf und Widder?
Shylock: Weiß nicht; ich laß es eben schnell sich mehren.
Doch hört mich an, Signor.
Antonio: Siehst Du, Bassanio,
Der Teufel kann sich auf die Schrift berufen.
Ein arg Gemüth, das heil'ges Zeugniß vorbringt,
Ist wie ein Schalk mit Lächeln auf der Wange,
Ein schöner Apfel, in dem Herzen faul.
O, wie der Falschheit Außenseite glänzt! K. v. V. I. 3.

Jede Zeile dieses bedeutsamen Dialogs zeigt Shakespeare's originelle Auffassung der Bibelstelle. Jakob ist der Erwählte nicht nur, weil er durch Gott selbst seinem Bruder Esau vorgezogen wurde, sondern auch, weil sein Beiname Israel war — der Name, von dem Shylock und seine Race die Benennung Israeliten erhielten. Die Wendung: „Was von den Lämmern bunt und sprenklicht fiele“, stammt von Shakespeare und giebt den Sinn des Originals prächtig wieder. Die Antwort, die er dem Antonio in den Mund legt, daß jene Erscheinung Gottes wunderbare Einmischung wäre und nicht zur Rechtfertigung schlechter Handlungen dienen könne, zeigt nicht nur, daß Shakespeare die biblische Erzählung sehr genau studiert, sondern auch, daß er sie gegründet hat auf die Randbemerkung zu Genesis 30, v. 37, in der Bischofsbibel (1568). Diese Bemerkung lautet wie folgt: „Es ist nicht recht, durch Betrug sich für erlittene Nachtheile schadlos zu halten; deshalb zeigt Moses später, daß Gott selbst den Jakob instruiert hat.“ (Genesis 31, v. 9.) Das Bedeutsamste bei dem Ganzen ist aber die zermalmende Abwälzung des Versuches „nackte Schurkerei mit alten Worten, die aus der heiligen Schrift gestohlen sind, zu verdecken“, auf den Schurken selbst. Shakespeare läßt Antonio auf ein anderes Bibelwort Bezug nehmen, welches zeigt, daß „der Teufel sich auf die Schrift berufen kann.“ Da aber dieser Umstand im Evang. Matthäi 4 v. 6 erzählt ist, Shylock, der Jude, aber nicht an das Neue Testament glaubt, so wendet sich Antonio an seinen Freund Bassanio. Die unnachahmliche Auffassung dieser Stelle bei Shakespeare

in den folgenden Zeilen und ihre Erläuterung durch Vorgänge des täglichen Lebens ist ein nie fehlendes Geschoß, das der Dichter auf jeden Schurken, sei er Jude oder Christ, abdrückt, welcher seine ehrlose Handlungsweise durch ein Bibelwort beschönigen will.

Die Stelle im Evang. Matthäi 19 v. 24, in welcher Christus die Schwierigkeit für einen Reichen ins Himmelreich zu kommen, mit der Unmöglichkeit vergleicht, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, hat den Scharfsinn jener Kommentatoren herausgefordert, welche weder Gefühl für Poesie noch Kenntniß von orientalischer Bildersprache haben. Diese Herren sagen uns, daß das ursprüngliche Wort (*καμηλος*) hier nicht Kameel bedeutet, sondern „Kabel“ oder dickes Tau, wie es von den Seelenten beim Ankerwerfen henutzt wird, und das Bild reduziere sich also auf das Durchziehen eines Strickes durch ein Nadelöhr. Andere wieder weisen darauf hin, daß das enge Thor für Fußgänger in einigen syrischen Städten von den heutigen Arabern „Nadelöhr“ genannt wird, im Gegensatz zu dem daneben befindlichen größeren Thor, durch welches Kameele und andere Lastthiere hindurch gehen. Christus habe also hier sagen wollen, daß für einen reichen Mann ins Himmelreich zu kommen ebenso schwierig sei, als für das kolossale Kameel das enge Thor, das man „Nadelöhr“ nennt, zu passiren. Die Bekanntschaft mit der Sprache der hebräischen Schriftsteller zur Zeit des zweiten Tempels hätte diese Schwierigkeiten gehoben; die Herren hätten dann eingesehen, daß Christus hier ein nationales Sprichwort anwendet. Etwas Unmögliches schildern oder eine Schwierigkeit zeigen, hieß allgemein: versuchen, „einen goldnen Palmbaum zu zeigen oder einen Elephanten durch ein Nadelöhr gehen zu lassen“ (Berachoth 55 b). Wenn einer der Talmudisten einen Kollegen wegen seiner Sophistik tadeln wollte, sagte er: „Du bist wohl aus der Schule von Pumbedita, wo sie einen Elephanten durch ein Nadelöhr gehen lassen können.“ (Baba Metzia 38 b.)

Ohne die Sprache des Talmud zu verstehen, sah Shakespeare doch deutlich, daß die Stelle Matth. 19 v. 24 eine sprichwörtliche Redensart sei, in welcher das größte Thier und die kleinste Oeffnung in Verbindung gebracht seien, um eine Unmöglichkeit auszudrücken. Er giebt die Stelle mit dem richtigen Gefühl des echten Dichters nicht nur korrekt, sondern auch poetisch schön folgendermaßen wieder:

„In Gottes Reich zu kommen, ist so schwer,

Als ein Kameel geht durch ein Nadelöhr.“ Rich. II, V, 4.

Seine merkwürdig sichere Auffassung einer Schriftstelle hat ihn oft in den Stand gesetzt, ihren richtigen Sinn zu treffen, wenn auch alle englischen Uebersetzungen der Bibel sie geradezu falsch wiedergegeben haben. So wird Richter 11, v. 30—40 das berühmte Gelübde erzählt, welches Jephtha macht, im Falle Gott die Kinder Ammon in seine Hand geben würde. Alle englischen Uebersetzungen, die Shakespeare zugänglich waren, verdunkeln die Idee des Menschenopfers, die in diesem Gelübde liegt, vollständig, indem sie Vers 31 so fassen: „Was zu meiner Haushür heraus mir entgegen gehet . . . das soll des Herrn sein, und will's zum Brandopfer opfern.“ Ein Jeder, der das Original kennt, sieht natürlich sofort, daß der Zusammenhang hier den folgenden Wortlaut verlangt: „Wer auch immer zu meiner Haushür heraus mir entgegen gehet . . . der soll des Herrn sein, und will ihn zum Brandopfer opfern.“

Trotzdem Shakespeare nun das Hebräische nicht kannte und nur falsche Uebersetzungen vor Augen hatte, sah er, der fast unfehlbare Enträthseler des menschlichen Herzens und vollendete Beherrscher der Sprache, sofort deutlich, daß Jephtha nie geglaubt haben könne (und daß die ursprüngliche Fassung auch gar nicht den Gedanken erwecken wolle), daß ein Thier aus seinem Hause herauskommen und ihm zuerst auf seiner siegreichen Rückkehr vom Schlachtfeld begegnen könne. Außerdem sah Shakespeare augenscheinlich ein, daß, wenn es auch einem Schaf oder einer Ziege in den Sinn gekommen wäre, dem Helden entgegenzutreten, doch das Opfer eines unbedeutenden Thieres eine sehr winzige Dankesbezeugung von Seiten eines so großen Mannes wie Jephtha wäre, und daß dieser mit seinem feierlichen und unbegrenzten Gelübde so Etwas gar nicht gemeint haben könne. In dem dritten Theil von König Heinrich VI. nimmt Shakespeare daher ganz richtig an, daß Jephtha's Gelübde sich auf Menschen-

opfer bezöge und daß er demgemäß seine Tochter opferte. Clarence sagt zu Warwick:

„Ruchloser wär' ich, hielt ich diesen Eid,
Als Jephtha, seine Tochter hinzuopfern.“ V. 1.

Nachdem ich so auf den durchdringenden Scharfblick Shakespeare's hingewiesen, den er bei der Benutzung und Auffassung einer Bibelstelle entfaltet, wende ich mich zu seiner humoristischen Anwendung von Bibelworten. Wahrscheinlich wollte er die häßliche Gewohnheit Derer geißeln, welche die heilige Schrift als einen Deckmantel für ihre fragwürdigen Thaten citiren, noch wahrscheinlicher jene Puritaner zurechtweisen, welche stets ein Bibelwort auf den Lippen haben, um zu beweisen, daß das unschuldigste Vergnügen, namentlich der Theaterbesuch, sträfliche Sünde ist; deshalb nahm sich der unübertreffliche Humorist vor, zu zeigen, daß auch die Bibel Stoff zu erlaubter Fröhlichkeit bieten kann. In diesen komischen Anspielungen auf Bibelstellen entfaltet Shakespeare die größte Meisterschaft. Er legt die biblischen Scherze gewöhnlich den Clowns oder Falstaff in den Mund, wie sich aus den folgenden Beispielen ergibt:

Erster Todtengräber: Komm, den Spaten her. Es giebt keine so alten Edelleute als Gärtner, Grabenmacher und Todtengräber; sie pflanzen Adam's Profession fort.

Zweiter T.: War der ein Edelmann?

Erster T.: Er war der erste, der je armirt war.

Zweiter T.: Ei, was wollt' er?

Erster T.: Was, bist ein Heide? Wie legst du die Schrift aus? Die Schrift sagt: Adam grub. Konnte er ohne Arme graben? Hamlet V. 1.

Wenn alt und lustig sein, eine Sünde ist, so muß (sagt Falstaff) mancher alte Schankwirth, den ich kenne, verdammt werden. Wenn es Haß verdient, daß man fett ist, so müssen Pharao's magere Kühe geliebt werden. 1 Heinrich IV, II. 4.

So ist es ferner in dem Gespräch zwischen dem Schließer und dem Clown der letztere, welcher den humoristischen Gebrauch von des Apostels Worten Epheser 5 v. 23 macht:

Schließer: Kommt einmal her, Bursch; könnt Ihr wohl einem Menschen den Kopf abschlagen?

Pompejus: Wenn der Mensch ein Junggesell ist, Herr, so kann ich's; ist's aber ein verheiratheter Mann, so ist er seines Weibes Haupt; und ich kann unmöglich einen Weiberkopf abschlagen. Maß für Maß, IV, 2.

Dies führt mich zum zweiten Theil meines Themas: welche besondere Uebersetzung Shakespeare bei seinen biblischen Citaten benutzte? Um das nachweisen zu können, müssen wir uns die Periode, in der Shakespeare seine Stücke schrieb, und die englischen Bibelübersetzungen, die damals existirten, vergegenwärtigen. Shakespeare wurde 1564 geboren und starb 1616; und obwohl nur 14 bis 16 seiner Stücke bei seinen Lebzeiten veröffentlicht wurden, nimmt man doch gewöhnlich an, daß 34 von den 36 Dramen zwischen 1591 und 1611 verfaßt wurden, und daß nur zwei nach dem Erscheinen der gegenwärtigen „authorisirten Uebersetzung“ im Jahre 1611 geschrieben worden sind. Abgesehen also von der Frage, ob Shakespeare in das allgemeine Geschrei gegen die „authorisirte Uebersetzung“, das sich bei ihrem ersten Erscheinen erhob, einstimme, kann er diese für seine literarische Thätigkeit nicht wohl benutzt haben, selbst wenn er es gewollt hätte. Unsere Untersuchung muß sich also beschränken auf die früher erschienenen Bibelübersetzungen. Deren giebt es nicht weniger als acht, eine vom Neuen Testament und sieben von der ganzen Bibel; sieben protestantische und eine römisch-katholische. Es sind die folgenden:

- 1) Tyndale's Uebersetzung des Neuen Testaments, die 1525 erschien;
- 2) Coverdale's Uebersetzung der ganzen Bibel, die 1535 veröffentlicht wurde;
- 3) Matthew's Bibel vom Jahre 1537;
- 4) Lord Cromwell's oder die Große Bibel von 1539;
- 5) Erzbischof Cranmer's Bibel, von der in den Jahren 1540—41 nicht weniger als sechs verschiedene Auflagen veranstaltet wurden;

- 6) die Genfer Uebersetzung, auch die Hosenbibel genannt, die von englischen Flüchtlingen in Genf veröffentlicht wurde, wohin sie sich vor den Verfolgungen Maria's gerettet hatten; diese Bibel wurde die Uebersetzung der Puritaner;
- 7) die Bischofsbibel von 1568, welche dazu bestimmt war, die calvinistisch-puritanische Färbung der Genfer Bibel zu bekämpfen; und
- 8) die römisch-katholische Uebersetzung, die Rheims- und Douay-Bibel genannt, weil das Neue Testament 1582 in Rheims und das Alte Testament 27 Jahre später in Douay erschien. Man nennt sie auch die Douay-Bibel allein, weil derselbe katholische Geistliche von der Universität zu Douay die beiden Theile anfertigte.

Was es so schwierig macht, genau die Uebersetzung zu bestimmen, deren sich Shakespeare bediente, ist der Umstand, daß er in fast allen seinen Anspielungen auf Bibelstellen seine eigenen treffenden Wendungen in seiner eigenen unübertrefflichen Sprache giebt, wie sich aus der oben angeführten Erzählung von Jakob und Laban und dem Sprichwort vom Kameel und Nadelöhr ergibt. Selbst in dem Dialog zwischen den Todtengräbern, wo Shakespeare dem ersten ein direktes Citat aus der Bibel: „Die Schrift sagt, Adam grub“ in den Mund legt, führt er eine Stelle an, die gar nicht in der Bibel vorkommt. Er spielt offenbar an auf Genesis 2 v. 15, wo es heißt, daß Adam in den Garten gesetzt wurde, „daß er ihn bauete und bewahrete“, wie alle damals existirenden Uebersetzungen schreiben. Selbst hier also, wo der Witz auf einem Wortspiel beruht, giebt Shakespeare seine eigene Umschreibung.

Es giebt jedoch eine Stelle, die er so wörtlich anführt, daß wir im Stande sind, zu konstatiren, welche von jenen acht englischen Uebersetzungen der Dichter benutzte. In *Liebes-Lust* und *Leid* wird die Verpflichtung zur Milde mit folgenden Worten empfohlen:

„Denn Gnade selber schrieb uns das Gebot,
Und wer mag Liebe trennen von der Gnade?“ IV. 3.
For charity itself fulfils the law
And who can sever love from charity?

Man sieht, daß die erste Zeile ein Citat aus Römer 13, v. 10 ist. Da nun sieben von den damals existirenden Uebersetzungen, die römisch-katholische mit eingeschlossen, die betreffenden Stellen folgendermaßen geben: „So ist nun die Liebe (*love*) des Gesetzes Erfüllung“ und da nur die Bischofsbibel vom 1568 übersetzt: „So ist nun die Gnade (*charity*) des Gesetzes Erfüllung“, so glaube ich, bin ich berechtigt, zu schließen, daß Shakespeare die Bibel von 1568 benutzt hat. Dies wird noch dadurch bestätigt, daß die Bischofsbibel damals fast eine autorisirte Uebersetzung war, wogegen die Genfer Bibel, welche von jener ersetzt werden sollte, die populäre war. Christian D. Ginsburg.

IV. Ein Bild von Shakespeare.¹⁾

Eine vor kurzer Zeit in den „Notes and Queries“ erfolgte Mittheilung machte auf ein Bild Shakespeare's aufmerksam. Ich bitte Sie, mir, der ich es gesehen und untersucht habe, zu gestatten, Allen, die sich dafür interessiren, gleichfalls die Besichtigung anzuempfehlen und meine Eindrücke kurz zu berichten. Vor allem glaube ich, daß das Bild unzweifelhaft Shakespeare in leidendem Zustande darstellt; fraglich ist nur, ob es nach dem Leben gemalt ist. Darunter stehen einige Zeilen, angeblich von Shakespeare selbst mit Bezugnahme auf sein Bild geschrieben, mit der Schlußbemerkung: „*Sic cecinit Cygnus Avoniae et obiit 23. Aprilis 1616 aetate 52.*“ Ich bezweifle jedoch die Authenticität dieser Zeilen; sie sind wohl wahrscheinlicher von dem „sehr werthen Freunde“ geschrieben, dessen in einer Notiz auf der Rückseite Erwähnung geschieht. Diese Notiz lautet: „Man erzählt sich, daß Shakespeare

¹⁾ Notes and Queries. Ser. VI, Bd. 7.

kurz vor seinem Dahinscheiden und in einer Vorahnung dieses Ereignisses einem sehr werthen Freunde zu Liebe einwilligte, für sein Porträt zu sitzen.“ Dann folgt noch mehr, um zu beweisen, daß dies das identische Bild sei. Die Unterschrift ist: „J. H. 1750.“ Diese Persönlichkeit war offenbar der Besitzer des Bildes im Jahre 1750, und obgleich keine Tradition, wie die, auf welche oben angespielt ist, sich bis auf unsere Zeit erhalten hat, so ist es doch durchaus nicht unwahrscheinlich, daß sie damals existirte; auch ist es nicht im Mindesten unmöglich, daß sie begründet war. Was die spätere Geschichte des Bildes anbetrifft, so habe ich in Erfahrung gebracht, daß es einem Mr. Kinton gehörte, der 1865 im Alter von 91 Jahren starb, und daß dieser einige Jahre früher dem jetzigen Besitzer mittheilte, das Bild sei ihm vor funfzig Jahren von einem Freunde vermacht worden; dieser Freund habe es viele, viele Jahre im Besitz gehabt; aber darüber hinaus wisse er nichts. Weit mehr als alles Dieses spricht das Aussehen des Bildes selbst zu Gunsten seiner Echtheit; und wenn wir bedenken, daß seine Geschichte fast bis zu dem Zeitpunkt, an dem die Notiz geschrieben wurde, also bis zum Jahre 1750, zurückverfolgt werden kann, scheint mir kaum mehr ein Zweifel an seiner Authenticität möglich. Ein absoluter Beweis ist selbstverständlich ausgeschlossen; welch ein unschätzbares Kleinod würden wir dann besitzen!

J. S. M.

V. Shakespeare's Testament.¹⁾

Wie man auch über die Geschichte von Shakespeare's Testament denken mag, so ist doch gewiß, daß sein Freund und Testamentsvollstrecker Francis Collins in engster Verbindung mit demselben stand. Da keine anerkannte Probe der Handschrift des Letzteren in Stratford-on-Avon existirt, hoffte ich, daß sein Testament, das aus dem Jahre 1617, dem Jahr nach Shakespeare's Tode, stammt, ein Holograph sein könnte. Als ich aber die Packete der Originaltestamente in Somerset House durchstöberte, fand ich, daß nur eine beglaubigte Abschrift aus jener Zeit existirt. So viel ich aus einer oberflächlichen Prüfung entnehmen konnte, ist die Handschrift auf dieser Kopie und auf dem Testament des Dichters eine und dieselbe. Sie werden wahrscheinlich gleich mir die Sache für wichtig genug halten, um sie in Ihren Spalten dem Urtheil erfahrenerer Paläographen, als ich bin, zu unterbreiten.

J. O. Halliwell-Phillipps.

VI. Ein italienischer Hamlet.

In der Nummer der Academy vom 16. Juni 1883, pag. 418, befindet sich eine Hinweisung auf ein in Venedig im Jahre 1706 zuerst erschienenes Theaterstück unter dem Titel Ambleto. Die weitere Angabe, daß ein späterer Abdruck sich in den Werken Apostolo Zeno's befinde, veranlaßte mich zu Nachforschungen, und ich hatte die Freude, beide Ausgaben der Werke Zeno's, sowohl die von 1744, sowie die von 1795, auf der Berliner Königlichen Bibliothek zu finden.

Wenngleich der Stoff in seiner vorliegenden Behandlung nicht die allergeringste Beziehung zum Stücke Shakespeare's zeigt — die eine ausgenommen, daß beide dieselbe Quelle benutzt haben — glaubte ich doch recht zu thun, wenn ich den Lesern Gelegenheit gab, zu beobachten, was — um in ähnlicher Form wie der Maler Conti zu sprechen — bei dem italienischen Poeten auf dem Wege von der Quelle, durch Hirn, Herz und Arm, bis auf das Papier verloren ging. Ein weiser Rath und eine sorgfältigere Erwägung haben mich abgehalten, das ganze Stück den Lesern vorzuführen; es hätte über zwei Druckbogen in Anspruch genommen, und das wäre in der That fast sträfliche Raumvergeudung; damit aber Jedem, der sich etwa dafür interessirt, Gelegenheit zur Kenntniß-

¹⁾ Athenaeum, 2906.

nahme geboten werde, habe ich eine handschriftliche Kopie, welche ich seiner Zeit anfertigen ließ, der Bibliothek der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft als Eigenthum überwiesen.

Der Titel des Gesamtwerkes lautet:

Poesie Drammatiche di Apostolo Zeno, già Poeta e Istorico di Carlo VI. Imperadore, e ora della S. R. Maestà di Maria Teresa, Regina d'Ungheria e di Boemia ec. ec. — Composte insieme con Pietro Pariati anch'egli Poeta Cesareo.

Venezia MDCCXLIV.

Presso Giambatista Pasquali.

Con Licenza de' Superiori, e Privilegio.

In der, in einem anderen Aufsatz dieses Bandes erwähnten römischen Zeitung *Il Fantfulla della Domenica* ist ein Auszug aus dem Zeno'schen *Ambleto* gegeben, welcher vollständig genügt, um den Dichter und sein Werk zu charakterisiren. Die Skizze im römischen Blatte ist von Giuseppe Guerzoni verfaßt und Herr Günther von Freiberg hat die Freundlichkeit gehabt, sie für unser Jahrbuch zu übersetzen.

Ein italienischer Original-Hamlet.

Daß auch unser italienisches Theater seit fast zwei Jahrhunderten einen „Hamlet“ besitzt, klingt ohne Zweifel den meisten unserer Leser wie eine Fabel. Auch ich gestehe, bis vor wenigen Wochen nicht die leiseste Ahnung davon gehabt zu haben. Zufällig durchblättere ich die Werke des Apostolo Zeno und fand im ersten Bande seiner „dramatischen Dichtungen“ (Turin 1795, Verlag von F. Prato) einen *Ambleto*, zum ersten Male veröffentlicht zu Venedig 1706, und leugne nicht, daß eine gewisse Erregung sich meiner bemächtigte, als hätte ich eine wirkliche Entdeckung gemacht.

Daß dieser *Ambleto* des melodramatischen Venezianers dem Shakespeare'schen *Hamlet* stofflich verwandt sei, darüber blieb ich nicht lange in Zweifel. Die kleine Verschiedenheit beider Namen ändert Nichts an der Gleichheit der Fabel. Es war leibhaftig *Hamlet*, Prinz von Dänemark, den ich vor mir hatte, nur mit dem Unterschiede, daß er sich auf *Recitative* und *Solfeggien* verstand und nach dem parfümirten Geschmack des *Rococo* zugestutzt war — er, der „dänische *Orest*“, den Shakespeare durch den *Saxo Grammaticus* und den *Novellisten Belleforest* kennen lernte. Den nämlichen Quellen hat der Venezianer sein *Sujet* entlehnt. Grade der himmelweite Unterschied zwischen beiden Werken diente meinem Forschungsgelüste zum Sporn und bewog mich, dieses literarische Ueberbleibsel näher zu untersuchen und die Ursachen aufzuspüren, durch welche trotz ein und desselben Ursprungs hier ein kleines Monstrum, dort ein Titan entstehen konnte. Aber der Ueberraschung, so seltsamen Brüdern begegnet zu sein, folgte eine zweite Ueberraschung: *Apostolo Zeno* hatte offenbar den Namen des göttlichen *William*, seines großen Vorgängers, nie und nimmer vernommen. Im Quellennachweis, den er seinem Textbuch voranschickt, sagt uns der gewissenhafte Gelehrte, daß er den Inhalt seines Melodramas dem *Saxo Grammaticus*, einem alt-dänischen Chronisten, entlehnt habe; desgleichen führt er die Namen der dänischen Geschichtsschreiber *Pontanus* und *Meursius* an. Von Shakespeare und seiner Tragödie keine Silbe! — ach, Alles an dem Biedermanne ist unbestreitbare, unverfälschte, erbärmliche Originalität!

* * *

Und wenn nun *Apostolo Zeno*, einer der besten Gelehrten seiner Zeit, der *Wetteiferer Muratori's*, der Gründer jener „Literaturzeitung“, die noch heute als wichtigstes Archiv des 18. Jahrhunderts gilt, nichts vom großen Briten ahnte, so müssen wir ohne Weiteres annehmen, daß damals überhaupt kein Italiener, ob gebildet oder ungebildet, von ihm wußte.

So viel wir uns darüber wundern mögen, so wenig brauchen wir uns dessen zu schämen: war doch zur selben Zeit der Dichter des *Macbeth* sogar in England beinahe verschollen.

* * *

Lassen wir uns von Zeno selber den Vorgang seines Melodramas erzählen: „Orvendillo, König von Dänemark, wurde von Fengone (der es am wenigsten hätte thun dürfen) meuchlings ermordet. Der Verräther bemächtigte sich der Krone, verstieß Ildegarde, seine Verlobte, und zwang Gerilda, Orvendillo's Wittve und Mutter Ambleto's, zu neuem Ehebunde. Ambleto stellte sich wahnsinnig, um den Verfolgungen seines Stiefvaters zu entgehen. Der Tyrann aber schöpfte Verdacht und ließ kein Mittel unversucht, die volle Wahrheit zu entdecken. Unter Anderm gerieth er auf folgende drei Einfälle.

Erstlich ließ er unter allen Schönheiten des Landes die reizendste auswählen und gab Befehl, sie in ein Lustwäldchen zu führen, wohin Ambleto sich zurückzuziehen pflegte. Hinter den Büschen mußten sich Späher verstecken. Die Rolle der Versucherin wurde Veremonda, Prinzessin von Holland, zuertheilt; denn diese hatte Ambleto bei Lebzeiten seines Vaters geliebt und sich sogar mit ihm versprochen; nach dem Tode Orvendillo's aber hatte die Prinzessin dem Tyrannen Fengone den Krieg erklärt und ihre Heere wider ihn gerüstet. Ambleto's Stiefvater schlug diese in einer entscheidenden Schlacht, und der dänische General Valdemaro führte Veremonda als Gefangene an den Hof des Fengone.

Der erste Versuch mißglückte, denn Ambleto war gewarnt und daher auf seiner Hut.

Nun setzte man eine Begegnung zwischen dem jungen Prinzen und seiner Mutter in Scene. Fengone gab vor, eine weite Reise zu unternehmen und überließ scheinbar die Regierung der Gerilda, in deren Gemach sich ein Vertrauter des Tyrannen verstecken mußte, um die Wechselreden zwischen Mutter und Sohn aufzuzeichnen. Es war nämlich der Königin nur ausnahmsweise gestattet, Ambleto zu sehen und ihn ans Herz zu drücken. Indessen auch diese List scheiterte (er hatte den falschen, heuchlerischen Kämmerling Siffrido, der heimlich des Königs Gegner war, ausgehorcht); als der Jüngling das Zimmer seiner Mutter betrat, gab er vor, diese nicht zu kennen, lief mit großen Schritten auf und ab, den Lauscher zu entdecken; als er den Schlupfwinkel ausfindig gemacht hatte, tödtete er den Spion. Fortan begann er frei und offen mit der Königin zu reden, schüttete ihr sein Herz aus, machte ihr Vorwürfe und überzeugte sie vom Unrecht, das ihm und seinem Vater widerfahren sei.

Die dritte Probe bestand in einem rauschenden Bankett. Der Tyrann hoffte, den Prinzen trunken zu machen und dadurch Ambleto's innerste Gedanken zu erfahren. Doch schlürfte er selbst, ohne es zu wissen, den Taumeltrank und wurde auf Befehl Ambleto's als Mörder Orvendillo's erschlagen.

* * *

Dies die Handlung des opernhaften Machwerks. Die Personen heißen: Ambleto, Kronprinz, Liebhaber der Veremonda. Veremonda, Geliebte Ambleto's. Fengone, Tyrann von Dänemark. Gerilda, Gemahlin Fengone's und Mutter Ambleto's. Ildegarde, dänische Prinzessin. Valdemaro, Befehlshaber der dänischen Truppen. Siffrido, Fengone's Vertrauter und Gardekapitän.

Alles ist fürs Melodrama zurecht geschnitten. Fengone, von Shakespeare Claudius genannt, behielt den ursprünglichen Namen der Sage. Gerilda ist die Gerutha des Belleforest und die Gertrud Shakespeare's. Prinzessin Veremonda nimmt Ophelia's Platz ein, grade wie Ophelia an die Stelle der Courtisane aus der Legende trat, und nur hierin ahmt der Venezianer unbewußt Shakespeare nach. Vermuthlich gehören Ildegarde, Valdemaro und Siffrido den Erzählern an, welche die knappe Sage durch Nebenfiguren bereicherten; dies entging dem Librettisten so wenig wie dem britischen Dichterfürsten. Daher änderte Zeno nach Gutdünken, d. h. er war vom Geiste seiner Zeit beherrscht und gewiß ebenso durch die Geschmacksrichtung seiner Virtuosen beeinflusst. Anders geht der gewaltige „Umwälzer“ und „Erschütterer“ mit dem vorgefundenen Material zu Werke: er schafft total neue Situationen und Charaktere, er impft altem Stoffe psychologisches Leben, frische Elemente ein, er unternimmt eine ganze Revolution gegen das Altbestehende.

Shakespeare verwandelt die Courtisane, welche Ambleto in Versuchung führen soll, in ein unschuldiges Mädchen, das irrsinnig wird und an gebrochenem Herzen

stirbt. Zeno nimmt gleichfalls eine Aenderung vor, aber diese läuft auf eine hergebrachte Mondscheinprinzessin hinaus — Veremonda muß vier Akte hindurch nach ihrem Sponsen seufzen, um endlich am Schlusse des fünften Aktes von ihm bei obligaten Trillertönen und rosigen Beleuchtungseffekten heimgeführt zu werden.

Wie reich wird die Handlung durch die mannigfachen Verwicklungen der Shakespeare'schen Erfindung. Polonius wird durch sein Ende von großer Wichtigkeit für den Fortlauf des Trauerspiels; denn daraus entsteht das wirksame Eingreifen des Laertes in die Handlung, daraus die Nothwendigkeit, daß auch er einen Vater zu rächen hat, also das Gegenspiel zweier Söhne, welche die betreffenden Vaternörder zur Rechenschaft ziehen wollen, ferner das Zugrundegehen der beiden Familien und endlich die Schlußkatastrophe, wo die Nemesis triumphirt. Unser guter Zeno begnügt sich mit seiner Prinzessin Ildegarde, Ambleto's stiller Anbeterin, welche zuletzt dem General Valdemora ihre Hand bewilligt, um die allgemeine Heiterkeit nicht zu stören.

Shakespeare schüttelt die Knüpfungen und Lösungen gleichsam aus dem Ermel: sei's, um des Claudius Verbrechen zu verschleiern, sei's, um Hamlet aus der Trägheit aufzustacheln oder um einen Deus ex machina erscheinen zu lassen; sicher und bewußt findet er seinen Weg. Sein Genius schuf den Geist von Hamlet's Vater; die allegorische Scene der Schauspieler; Horatio's Freundschaft; den Heldenmuth des Fortinbras. Den gemüthlichen Zeno befriedigte die hergebrachte Abfertigung des falschen Vertrauten Siffrido, der seinem Gebieter verjährte Händel nachträgt und Ambleto zur Rache anfeuert (Akt 2, Scene 12):

Um meinem Groll zu dienen, dien' ich ihm.

Shakespeare endlich erkennt mit dem Seherblick des Dichters sogleich den Keim der Melancholie hinter dem verstellten Wahnsinn des dänischen Brutus und personifizirt in seinem Helden einen ewig bestehenden konkreten Typus, realistisch und gleichzeitig symbolisch, den vom Weltschmerz verzehrten Sterblichen, den Zweifler, den Träumer, den Unentschlossenen, der stets mit seinem Gewissen und seinem Willen im Kampfe ist, der, wie Göthe bemerkt, nicht Kraft genug besitzt, um seine große Aufgabe zu erfüllen — „ein Gemälde, worin sich tausend Leidensbrüder tief erschauernd erkennen werden.“

Unser Zeno macht aus Hamlet eine Art tragikomischen Sonderlings, der unter der Maske des Wahnsinns mehr bedacht ist, sein Leben und seinen Thron zu sichern, als den Vater zu rächen.

Er läßt ihn folgendermaßen auftreten:

Akt 1, Scene IV.

Veremonda, gleich darauf Ambleto. Ildegarde.

Veremonda.

Schon gut! — kein Deuten reinigt vom Verrath;
Er schmeichelt nur Ach, wen erblick' ich da!

Ildegarde (zu Ambleto).

Was denkst du?

Ambleto.

Wissen möcht' ich —

Ildegarde.

Nun?

Ambleto.

Warum

Aurora nicht in Thränen, da die Sonne
Doch eingekerkert wurde . . .

Ildegarde.

(Holder Wahnsinn!)

Veremonda.

(Bejammernswerthes Loos!)

Ambleto (zu Ildegarde).

Ich kenne dich,

Denn du bist Clytia, vernimm es wohl,

Die dem Apoll, der sie nicht hören will,
Nach Cytherea folgt. (Zu Veremonda.) Auf deinen Brauen
Und deinen Lippen wohnt Amor, nicht?

Ildegarde.

(Er schwärmt und reißt mich hin!)

Veremonda.

(Der ersten Neigung blieb er eingedenk!)
Ambleto, zieh in Frieden.

Ambleto.

Zu wem sprichst du?

Wo ist Ambleto? wo?

Ildegarde.

Du selber bist's.

Ambleto.

Ambleto ich? und wo denn blieb mein Vater?
Der Hof? und Veremonda? wo der Thron?
Todt ist Ambleto. Dies ist nur sein Schatten.

Veremonda.

(Unsel'ger Prinz!)

Ildegarde.

Wo eilst du hin? was suchst du?

Ambleto.

Das Herz, das ich verlor.

Ildegarde.

(Wär' ich dies Herz!)

Veremonda.

(Du bist nicht ohne Herz, du hast das meine!)
Doch wann verlorst du es?

Ambleto.

Mit meinem Frieden

Ward mir's geraubt.

Ildegarde.

Wer nahm es dir?

Ambleto.

Merk auf:

Durch meine Augen zogen ein
Die Schönheit und die Liebe
Und senkten in den Busen mein
Viel tausend Flammentriebe.

Doch ach, sie flogen wieder fort
Mit meinem armen Herzen;
Statt seiner blieb die Sehnsucht dort,
Ein steter Sporn den Schmerzen.

* * *

Wie wir sehen, ist dieser Ambleto Zeno's ein Bröcklein des unübersehbaren Scherbenberges, aus dem das dramatische und melodramatische Repertoire des italienischen Theaters zusammengewürfelt ist, ein Bröcklein, das nur während eines Augenblicks betrachtet werden darf, ähnlich einem zufällig ausgegrabenen Stückchen Kehrriechts. Ihm größere Wichtigkeit beizulegen, würde ich mich hüten. Spätes halber erwähnte ich dieser Kuriosität, wohl wissend, wie gering der literarische Werth eines Melodramas aus dem 18. Jahrhundert ist, und daß darauf die bekannten Verschen passen:

Signor Delirio, so viel Sentenzen
Mitten im Siedepunkt heißester Gluth!
Sagt mir, zum Teufel, wozu die Kadenzen,
Signor Sospiro, bei Todtschlag und Wuth? —

Trotz alledem spreche ich dem fleißigen Zeno nicht jegliches Verdienst ab; nur durfte er sich nicht an einen Hamlet wagen. Er war Sklave eines gewissen Kunstzweiges, mußte sich, beengt durch Vorurtheile, allen möglichen Anforderungen bequemen. Selbst Metastasio, der Fürst aller Librettisten, wäre nicht im Stande gewesen, Ambleto und Veremonda würdevoller hinzustellen und ihnen mehr seelischen Ausdruck zu geben, hätte er ihnen auch bessere Verse in den Mund gelegt.

Gönnen wir es diesem armen Ambleto, unter seinem Schutt und Gerüll ruhig wieder einzuschlafen, während „Hamlet“ fort und fort unter den Plejaden ewiger Dichtung leuchten möge!

VII. Die Schauspieler des Königs.

(Shakespeare's Gesellschaft.¹⁾)

Aus W. H. Dawson's „Geschichte von Skipton“ geht hervor, daß die „Schauspieler des Königs“ einmal so weit heruntergekommen waren, daß sie sich gezwungen sahen, zu „reisen“ und zu dem geringen Honorar von £ 1 für jede Vorstellung aufzutreten. Auf meine Bitte hat Mr. Dawson die Original-Dokumente noch einmal geprüft und das Datum dieser ihrer traurigen Lage festgestellt. Es war im Jahre 1624, in welchem jene Gesellschaft durch die Ausführung von Middleton's „Schachspiel“ der Regierung so viel Verdruß bereitete. Da die erwähnte Thatsache für die Bühnengeschichte neu und interessant ist, so dürfte es sich wohl verlohnen, den Originaltext vollständig in Ihrem nächsten Heft abzdrukken und ihn so des weiteren bekannt zu machen. In Mr. Dawson's höchst interessantem und werthvollem Buche ist das Datum nicht angegeben; das ist um so sonderbarer, als er überall sonst in dem Werke sorgfältig alle Daten verbatim et literatim angeführt hat. Die auf Skipton Castle aufbewahrte Eintragung des Haushofmeisters von Francis, viertem Earl of Cumberland, hat folgenden Wortlaut: „1624. Einer Truppe Schauspieler, die unter dem Namen „Schauspieler des Königs“ herkamen, für drei Aufführungen drei Pfund.“

F. G. Fleay.

VIII. Shakespeare und Tausend und Eine Nacht.

Von Dr. Reinhold Sigismund.

Der Widerspenstigen Zähmung ist entstanden aus einem älteren Stücke, welches Shakespeare überarbeitete. Dieses ältere Stück hatte auch schon das Vorspiel; wir kennen dasselbe aus der Einleitung zu Shakespeare's „der Widerspenstigen Zähmung“ von Delius. Hieraus geht hervor, daß der überarbeitende Dichter weiter kein Buch gelesen zu haben brauchte. Immerhin aber wird es von Interesse sein, wenn wir erfahren können, woher der erste Verfasser des Stückes geschöpft hat. Dies ist nun in Bezug auf das Vorspiel möglich. Der betrunkene Schlau wird von einem reichen Lord im Schlafe aufgehoben, in dessen Schloß gebracht, in reicher Kleidung, im schönsten, mit lüsterne Gemälden umhängten Zimmer, in ein kostbares Bett gelegt.

Wärmt seinen strupp'gen Kopf mit duft'gem Wasser,
Mit Lorbeerholz durchwürzt des Saales Luft,
Haltet Musik bereit, sowie er wacht,
Daß Himmelston ihm Wonn' entgegenklinge:
Und spricht er etwa, eilt sogleich herzu,
Und mit demüth'ger tiefer Reverenz
Fragt, was befiehlt doch Eure Herrlichkeit?
Das Silberbecken reich' ihm Einer dar
Voll Rosenwasser und bestreut mit Blumen.
Gießkanne trage dieser, Handtuch jener . . .

¹⁾ Athenaeum Nr. 2882.

Das Vorbild zu diesem Vorgange findet sich in den arabischen Märcen der Tausend und Einen Nacht unter dem Titel: Erzählung von den Schlafenden und Wachenden. Abul Hassan hat bei seines Vaters Tode ein ungeheures Vermögen geerbt, das er in zwei Hälften theilt. Die eine sollte unangegriffen bleiben, von der anderen lebte er und zwar so verschwenderisch, daß er bald damit fertig war. Er suchte Hilfe bei seinen Freunden und Gesellschaftern, die ihm beim Schwelgen beigestanden hatten; aber Niemand kümmerte sich um ihn. Abul Hassan ging dann nach dem Orte, wo er die andere Hälfte seines Vermögens aufbewahrt hatte und schwur, mit keinem seiner früheren Freunde mehr zusammen zu kommen, sondern sich jede Nacht eine andere Gesellschaft zu wählen und sie des Morgens wieder zu verlassen. Er setzte sich deshalb jeden Abend auf die Brücke und sprach jeden Fremden an, um ihn in sein Haus zu führen, bis er einst auch den verkleideten Kalifen Harun al Raschid und Masrur auf der Brücke traf und zu sich lud. Der Kalif wollte nicht einwilligen, aber Abul Hassan beschwor ihn so lange, bis er ihm folgte. Sie aßen und tranken mit einander bis Mitternacht und waren guter Dinge. Unter Anderem fragt der Kalif seinen neuen Gastfreund, ob er einen Wunsch habe, worauf Abul Hassan antwortet: Ich habe kein anderes Verlangen, als daß ich einmal herrschen, befehlen und verbieten könnte, ohne Jemand darüber Rechenschaft zu geben. Zuletzt füllte der Kalif einen Becher und warf ein Stückchen Bendj von der Insel Kreta hinein: kaum hatte Abul Hassan davon getrunken, als er wie ein Todter auf sein Gesicht zur Erde fiel. Der Kalif befahl seinem Diener Masrur den Schlafenden aufzuheben und in den Palast zu tragen. Dort ertheilte er Allen die Anweisung, beim Erwachen Abul Hassans diesen als Kalifen zu begrüßen und ihm in Allem, was er verlangte, Folge zu leisten. Abul Hassan schlief, bis die Sonne schon hoch stand; da nahte sich ihm eine Sklavin und sprach: Herr, es ist Zeit, das Morgengebet zu verrichten! Als Abul Hassan diese Worte hörte, stutzte er und sah sich verwundert um, bald nach den azurnen und vergoldeten Wänden, bald nach der Decke, die ganz golden war; er sah viele Zimmer rings umher, die mit seidenen, gold-gestickten Tapeten behangen waren; allerlei goldene und kristallene Gefäße von chinesischer Arbeit, schöne Betten und Teppiche auf dem Boden ausgebreitet, brennende Lampen, die von Ambra dufteten, und eine Menge von Sklavinnen, Dienern u. s. f. Bei der längeren Ausmalung der nun folgenden Scene kommt auch vor, daß ihm Sklavinnen ein goldenes Waschbecken mit einer silbernen Kanne brachten und ihm Wasser über die Hände gossen. Einen Tag über ist er Kalif, seine Befehle werden ausgeführt, und auch den Abend bringt er in Herrlichkeit und Freude zu, bis man ihm abermals auf Befehl Harun's ein Stück Bendj in den Becher wirft und ihn schlafend nach seiner Wohnung schafft. Beim Erwachen kann er sich nicht hinein finden, daß er ein bloßer Privatmann, nicht mehr Beherrscher der Gläubigen sein soll; bis man ihn in ein Irrenhaus schafft, wo ihn der Aufseher bei seiner Behauptung, er sei der Fürst der Gläubigen, als „Verruchtesten aller Wahnsinnigen“ in Ketten legt, an ein hohes Gitter bindet und ihn zwei Mal des Tags und zwei Mal in der Nacht prügelt, bis er zugesteht, er wolle bloß Abul Hassan sein. Der Kalif machte dann denselben Scherz noch einmal mit ihm und behielt ihn zuletzt als Gesellschafter bei sich.

Auch das Stück Timon von Athen ist — nach Delius — von Shakespeare nach einem älteren Werke überarbeitet worden. Die Quellen zu Timon aus dem Alterthume berichten von dem Menschenhasse des Timon, sprechen davon, daß er wegen des Undanks Derer, denen er Gutes gethan, und die er für Freunde hielt, gegen alle Menschen aufgebracht worden sei, aber sie melden nichts davon, in welcher Weise seine Wohlthaten geschehen sind, in welcher Weise er gekränkt wurde. Der Timon Shakespeare's ist ein reicher, auch um den athenischen Staat wohlverdienter Mann, der in allzugroßer Güte und in allzugroßem Vertrauen auf Leute, die er für seine Freunde hält, seine großartigen Reichthümer verschleudert. Er kauft einen Freund los, der wegen Schulden verhaftet ist; stattet einen Diener aus, damit derselbe das Mädchen seiner Wahl heirathen könne; er schenkt seinen Tischgenossen Juwelen; die Rosse, welche er von Lucius empfängt, sollen würdig erwidert; eine Koppel Windhunde von Lucullus nicht ohne reichen Lohn angenommen werden; ein Pferd, welches

Timon geritten, und das von einem Tafelgenossen Lob erhalten hat, wird diesem geschenkt, weil man nach Verdienst nur Das loben könne, was man liebt. Der Senator spricht von ihm:

Fehlt's mir an Geld, steh' ich des Bettlers Hund
Und geb' ihn Timon; gut, der Hund münzt Geld.

Ein in den antiken Quellen nicht genanntes neues Moment bietet der Verwalter Timon's, bei Shakespeare Flavius genannt. Schon im ersten Aufzuge tritt dieser als die Cassandra auf, welche Troja's Fall verkündet:

O Jammer! möchte Milde rückwärts sehn,
Daß nicht an Großmuth Edle untergehn.
. . . Was soll d'raus werden?
Bewirthen sollen wir und reich beschenken,
Und alles das aus einem leeren Kasten. —
Er rechnet nimmer nach und heißt mich schweigen,
Wenn ich sein Herz als Bettler ihm will zeigen.
. All' seine Güter stehn
In ihren Büchern.

Im zweiten Akte sagt Flavius:

Nachdenken, Einhalt nicht! Wirthschaft ganz sinnlos,
Daß er sie weder so kann weiter führen,
Noch die Verschwendung hemmt

Das Verfahren Timon's seinem Verwalter gegenüber wird gezeichnet Akt II, 2:

Timon. Du machst mich staunen. Warum früher nicht
Hast du mir mein Vermögen klar berechnet?
Daß ich vermocht', den Haushalt einzurichten,
Wie's mir vergönnt.

Flavius. Ihr wolltet nimmer hören,
So oft ich's vorschlug eurer Muße.

Timon. Was!
Einmal ergriffst du wohl den Augenblick,
Wenn üble Laune dich zurückgewiesen:
Und die Verstimmung soll nun jetzt dir helfen,
Dich zu entschuld'gen.

Flavius. O, mein theurer Herr!
Oft hab' ich meine Rechnung euch gebracht,
Sie hingelegt; ihr aber schobt sie weg
Und sprach, sie lieg' in meiner Redlichkeit.
Befahl ihr, für ein klein Geschenk so viel
Zu geben, schüttelt' ich den Kopf und weinte;
Ja, bat euch, gegen das Gebot der Sitte,
Mehr eure Hand zu schließen; ich ertrug
Nicht selten und nicht milden Vorwurf, wagt' ich,
An eures Reichthums Ebbe euch zu mahnen,
Und eurer Schulden Fluth, geliebter Herr,
Jetzt hört ihr mich — zu spät! — doch muß ich sagen,
Daß euer ganz Vermögen halb zu wenig,
Die gegenwärt'gen Schulden nur zu tilgen.

Timon. Laß all mein Land verkaufen.

Flavius. Alles ist
Verpfändet; viel verfallen und dahin;
Und was noch bleibt, kann kaum den Riß verstopfen
Des jetz'gen Drangs: Termin folgt auf Termin:
Was nun vertritt die Zwischenzeit? und endlich
Wie steht's um unsre Rechnung?

Timon. Bis Lacedämon reichten meine Güter.

Flavius. O, theurer Herr, die Welt ist nur ein Wort —
Und wär' sie eu'r, wie schnell wär' sie dahin,
Wenn sie ein Laut verschenkte!

Das Vertrauen Timon's auf seine Freunde ist in verschiedenen Stellen ausgedrückt. So sagt er, auf die Klarstellung seiner Verhältnisse durch Flavius:

Still, pred'ge mir nicht mehr: —
Doch kennt mein Herz kein lasterhaft Verschwenden;
Unweis' und nicht unedel gab ich weg.
Was weinst du doch? denkst du ganz gottlos denn,
Ich werde freundlos sein? Beruh'ge dich:
Wollt' ich anzapfen allen Wein der Liebe,
Durch Borg der Herzen Inhalt mir erprüfen,
Könnst' ich ihr aller Gut so frei gebrauchen,
Wie ich dich reden heiße.

Timon schickt seine Diener an die Scheinfreunde mit der Bitte um Hilfe und erhält von Jedem eine andere Ausrede, nur Das nicht, was er wünscht.

Eine wahrhaft auffallende Aehnlichkeit mit diesem Vorgange findet sich in der Erzählung: Nureddin und die schöne Perserin, in Tausend und Einer Nacht. Ohne auf den übrigen Inhalt einzugehen, will ich nur erwähnen, daß Nureddin von seinem, als Vezir zu Bassora gestorbenen Vater ein ungeheures Vermögen erbte, das er, nachdem die Trauerzeit vorüber war, in der Gesellschaft von sogenannten Freunden verzehrte. Mit diesen, so heißt es, verlebte er die Zeit in steten Festen und Lustbarkeiten, die er sich ungeheuere Summen kosten ließ. Es verging sogar nicht leicht ein Tag, an welchem nicht Jeder derselben noch außerdem mit einem reichen Geschenke von Nureddin nach Hause zurückkehrte. Was noch viel mehr dazu beitrug, Nureddin's Vermögensumstände zu zerrütten, war, daß er niemals von einer Rechnung mit seinem Verwalter hören wollte. Er schickte ihn jedesmal, wenn er mit seinem Buche kam, wieder fort, indem er zu ihm sagte: „Geh, geh, ich verlasse mich ganz auf dich; Sorge nur dafür, daß ich jeden Tag eine wohlbesetzte Tafel habe.“ „Du hast zu gebieten, Herr!“ erwiderte der Verwalter; „erlaube jedoch, daß ich dich an das Sprichwort erinnere, welches sagt: Wer immer ausgiebt, ohne zu rechnen was, kommt zuletzt an den Bettelstab, ohne zu wissen wie. Du begnügst dich nicht mit dem so verschwenderischen Aufwand deiner Tafel, du schenkst auch noch mit vollen Händen weg. Deine Schätze können das nicht aushalten, und wären sie auch so groß wie Berge. Verschwendung, sagt ein anderes Sprichwort, schöpft auch den tiefsten Brunnen aus.“ „Geh, sage ich dir,“ wiederholte Nureddin, indem er ihm einen unwilligen Blick zuwarf, „von alle dem, was du mir eben gesagt, will ich kein Wort mehr hören; fahre fort, mir zu essen zu schaffen und bekümmere dich nicht um das Uebrige.“ Auf die Frage des Verwalters, ob dies seines Gebieters bestimmter Wille sei, antwortete Nureddin mit einem kurzen Ja, und der Verwalter ging seines Weges.

Nureddin fuhr in seinem Leichtsinne fort, sich's wohl sein zu lassen, und seine Freunde versäumten keine Gelegenheit, tranken von seinem Wein, aßen von seinen Speisen, und dabei schmeichelten sie ihm, lobten ihn und erhoben Alles, auch das Geringste und Unbedeutendste, was er that und sagte. Hauptsächlich vergaßen sie nicht, Alles übermäßig zu preisen, was ihm gehörte, und fanden dabei ihre Rechnung. „Herr“, sprach der Eine zu ihm, „als ich neulich spazieren ging, führte mich mein Weg an einem Landgute vorüber, das mir durch seine Schönheit sogleich in die Augen fiel.“ Ich übergehe die in Tausend und Einer Nacht gemachten Lobeserhebungen des Freundes. Es genügt die Antwort Nureddin's aufzuführen: „Es freut mich, daß es dir gefällt; es ist wahr, ich habe Nichts gespart, um es meines Standes und Reichthumes würdig einzurichten. Aber es wäre Verrath an der Freundschaft, wollte ich dir nur erlauben, es mit den Augen eines Fremden anzusehen. Nein, ich will deinen Genuß dadurch nicht trüben, daß du zu denken genöthigt bist: Was mir so viel Lust und Vergnügen gewährt, gehört einem Andern. Man bringe mir Feder, Dinte und Papier, und ich will nicht weiter davon reden hören; es ist dein, ich schenke es dir.“ Nachdem es auf diese Weise dem Einen gelungen war, sich durch Schmeichelei ein so ansehnliches Besitzthum zu erwerben, säumten auch die Andern nicht, die wohlfeile Gelegenheit zu benutzen, ihrem Freunde, wie sie ihn nannten, nach und nach das Schönste und Werthvollste, was er besaß, abzu-

schwätzen. Sie lauerten dabei stets den Zeitpunkt ab, wenn Nureddin in einer heitern und großmüthigen Laune war, und wußten ihn dann so an seiner schwachen Seite zu fassen, daß es ihnen nicht fehlen konnte, ihren Wunsch zu erreichen. So ging eines von Nureddin's Häusern nach dem andern in den Besitz dieses oder jenes Freundes über . . . Das Jahr war eben abgelaufen, als es eines Tages auf einmal an die Thüre des Saales klopfte, wo er zu Tische saß. Als Nureddin hinaustrat, war er nicht wenig befremdet, zu einer so ungewöhnlichen Stunde seinen Verwalter zu erblicken. Er las in dem bedenklichen Gesichte dieses Dieners, daß er ihm etwas Außerordentliches mitzuthellen habe, und um zu hören, was es sei, ging er auf ihn zu und ließ die Thür hinter sich halb offen stehn.

„Mein Herr und Gebieter“, sprach der Verwalter zu Nureddin, „verzeihe deinem Sklaven, wenn er zu dieser übel gewählten Zeit vor dich tritt und dich mitten in deinen Vergnügungen unterbricht. Allein, was ich dir mitzuthellen habe, ist, wie mich dünkt, für dich von so großer Wichtigkeit, daß ich nicht aufschieben durfte, mir diese Freiheit zu nehmen. Ueberdies wirst du dich erinnern, daß ich dir jederzeit ungelegen kam, wenn ich mit dir über diesen Gegenstand sprechen wollte, und daß du mir ausdrücklich verboten hast, früher vor dir zu erscheinen, als bis der Augenblick da wäre, wo du es nothwendig erfahren müßtest. Jetzt komme ich, meine letzte Rechnung abzulegen, und was ich seit langer Zeit voraussah, und wovor ich dich warnte, ist eingetroffen.“ „Wie soll ich deine Worte verstehen?“ fragte Nureddin betroffen. „Sag' ohne Umschweife, was du mir anzukündigen hast.“ „Herr“, fuhr der Verwalter fort, „da du mir befehlst, offen zu reden, so laß es deinem Sklaven nicht entgelten, wenn er dir sagen muß, was deine Ohren ungern vernehmen werden. Es ist nichts mehr da, wovon du morgen leben könntest, nicht ein Dirham mehr von allen den Summen, die du mir übergeben hast, deine Haushaltung zu bestreiten.“ „So verpfände meine Häuser, entlehne Geld auf meine Gärten, laß dir Vorschuß von meinen Pächtern geben!“ fuhr Nureddin heraus. „Herr“, erwiderte der Verwalter, „alle Einkünfte, die du mir angewiesen hast, sind erschöpft, und deine Pächter sammt Allen, die dir Zinsen zahlen mußten, haben mir Schwarz auf Weiß von deiner eigenen Hand die Abtretung deiner Forderungen an Andere vorgelegt, so daß ich in deinem Namen nichts mehr von ihnen einziehen kann. Hier sind meine Rechnungen: prüfe sie; und wenn du willst, daß ich dir ferner dienen soll, so weise mir andere Mittel an, Geld für dich zu erheben; wo nicht, so erlaube mir, daß ich Abschied nehme.“

Durch die offenstehende Thür hat Einer der Tischgesellschaft diese ganze Unterredung belauscht und theilt das Ergebniß hinter Nureddin's Rücken allen Anwesenden mit. Alle beschließen, sich auf schickliche Weise von ihm loszumachen. Einer nach dem Andern beurlaubt sich von Nureddin unter einem nichtigen Vorwande.

Wie Timon, so setzt Nureddin trotz dieser bedenklichen Zeichen seine Hoffnung auf die Hilfe dieser Freunde. „Wenn ich auch all mein Gut verzehrt habe, so ist dieses mit ausgewählten Freunden geschehen, welche ich von langer Zeit her kenne. Es sind Männer von Ehrgefühl und voll Erkenntlichkeit, und ich bin sicher, daß sie mich nicht im Stiche lassen werden. — Gleich morgen, ehe sie, wie gewöhnlich, sich zu mir bemühen, will ich sie alle besuchen, und du wirst mich mit einer hübschen Summe Geldes zurückkommen sehen, womit sie insgesamt mich unterstützt haben werden.“

Wie bei Timon, so wird diese Hoffnung auch bei Nureddin getäuscht, nur findet sich bei Letzterem nicht diese vielfältige Nüancirung der Abweisungen, welche Shakespeare bringt. Die sämmtlichen zehn Freunde Nureddin's brauchen ein und dieselbe Methode: sie lassen sich verleugnen und sind für Nureddin nicht zu Hause. Das weitere Schicksal Nureddin's gestaltet sich von dem des Timon ganz abweichend, so daß ich hier nicht darüber zu sprechen brauche. Um so übereinstimmender ist der Gedankengang in den von mir wiedergegebenen Zügen und zwar in einem so auffallenden Grade, daß hier wohl Niemand von Zufälligkeit wird sprechen können. Ueberhaupt kommt man, je mehr man sich in die Werke alter und neuer Schriftsteller vertieft, immer fester zu der Ueberzeugung, daß die vielgerühmte menschliche Phantasie gar nicht im Stande ist,

Neues zu ersinnen. Es ist wie bei dem Maler, welcher immer wieder die bekannten Farben braucht; nur in der künstlerischen Mischung besteht die Meisterschaft, und diese soll auch unserem Shakespeare freudig zugestanden werden.

Eine fernere Aehnlichkeit, wenn auch nicht in so eminentem Grade, finde ich zwischen dem Schicksale des Malvolio in Was Ihr wollt und den Erzählungen des Barbiers von den Abenteuern seiner Brüder, in der Geschichte vom Buckligen, in Tausend und Einer Nacht.

Was Ihr wollt II, 5:

Malvolio. 'S ist nur Glück, alles ist Glück. Maria sagte mir einmal, sie hegte eine Neigung zu mir; und ich habe sie selbst es schon so nahe geben hören, wenn sie sich verlieben sollte, so müßte es jemand von meiner Statur sein. Außerdem begegnet sie mir mit einer ausgezeichneteren Achtung als irgend Jemandem in ihrem Dienst. Was soll ich davon denken?

Junker Tobias. Der eingebildete Schuft!

Fabio. O still! Die Berathschlagung macht einen stattlichen kalekutischen Hahn aus ihm. Wie er sich unter seinen ausgespreizten Federn bläht!

Junker Christoph. Sakrament! ich könnte den Schuft so prügeln!

Junker Tobias. Still, sag' ich.

Malvolio. Graf Malvolio zu sein —

Junker Tobias. O du Schuft!

Junker Christoph. Schießt ihn todt! Schießt ihn todt!

Junker Tobias. Still! still!

Malvolio. Man hat Beispiele: die Oberhofmeisterin hat einen Kammerdiener geheirathet.

Junker Christoph. Pfui, daß dich!

Fabio. O still! Nun steckt er tief drin; seht, wie ihn die Einbildungskraft aufbläst!

Malvolio. Bin ich alsdann drei Monate mit ihr vermählt gewesen, und sitze in meinem Prachtsessel —

Junker Tobias. Eine Windbüchse her, um ihn ins Auge zu schießen!

Malvolio. Rufe meine Beamten um mich her, in meinem geblühten Sammtrock, komme so eben von einem Ruhebett, wo ich Olivien schlafend gelassen.

Junker Tobias. Hagel und Wetter!

Fabio. O still! still!

Malvolio. Und dann hat man eine vornehme Laune; und nachdem man seine Blicke nachdrücklich umhergehen lassen, und ihnen gesagt hat, man kenne seinen Platz und sie möchten auch den ihrigen kennen, fragt man nach dem Vetter Tobias. —

Junker Tobias. Höll' und Teufel!

Fabio. O still, still, still! Jetzt, jetzt!

Malvolio. Sieben von meinen Leuten springen mit unterthäniger Eilfertigkeit nach ihm hinaus: ich runzle die Stirn indessen, ziehe vielleicht meine Uhr auf, oder spiele mit einem kostbaren Ringe. Tobias kommt herein, macht mir da seinen Bückling —

Junker Tobias. Soll man dem Kerl das Leben lassen?

Fabio. Schweigt doch, und wenn man euch auch die Worte mit Pferden aus dem Munde zöge.

Malvolio. Ich strecke die Hand so nach ihm aus, indem ich mein vertrauliches Lächeln durch einen strengen Blick des Tadels dämpfe —¹

Junker Tobias. Und giebt euch Tobias dann keinen Schlag aufs Maul?

Malvolio. Und sage: Vetter Tobias, da mich mein Schicksal an eure Nichte gebracht hat, so habe ich das Recht, euch folgende Vorstellungen zu machen.

Junker Tobias. Was? was?

Malvolio. Ihr müßt den Trunk ablegen.

Junker Tobias. Fort mit dir, Lump!

Fabio. Geduldet euch doch, oder wir brechen unserm Anschläge den Hals.

Malvolio. Ueberdies verschwendet ihr eure Zeit mit einem narrenhaften Junker —
Junker Cristoph. Das bin ich, verlaßt euch drauf.

Malvolio. Einem gewissen Junker Christoph —

Junker Christoph. Ich wußte wohl, daß ich's war, denn sie nennen mich immer einen Narren.

Malvolio. Was giebt's hier zu thun?

Hier nimmt Malvolio den Brief auf, welchen die reizende Spitzbübün Maria geschrieben und verloren hat, damit ihn Malvolio finden und durch Lesen desselben noch mehr in der Hoffnung, Olivia sei in ihn verliebt, bestärkt werde. Malvolio liest unter anderem:

Wirf deine demüthige Hülle ab und erscheine verwandelt. Sei widerwärtig gegen einen Verwandten, mürrisch mit den Bedienten, laß Staatsgespräche von deinen Lippen schallen; lege dich auf ein Sonderlings-Betragen.

Malvolio nimmt die verrätherischen Rathschläge an und das Ende seiner Liebeswerbungen ist, daß man ihn als Wahnsinnigen einsperrt.

In Tausend und Einer Nacht wird von einem Bruder des Barbiers erzählt, daß er sich die Augenbrauen habe färben und den Bart abschneiden lassen, weil man ihn glauben machte, daß er so einer Dame gefallen würde. Der andere Bruder, ein Schneider, wurde unter dem Vorgeben, daß eine Dame, die ihn liebe, kommen werde, in eine Mühle gelockt, wo ihn der Müller statt des Esels anspannte und ihn die ganze Nacht die Mühle drehen ließ, wobei er Prügel bekam, wenn er stehen bleiben wollte. Ein anderer Bruder hatte sein Erbtheil von 100 Dirham dazu verwendet, Glaswerk zu kaufen. Er legte es in einen großen Korb und stellte sich an einen Ort, um es zu verkaufen. Neben ihm war eine Mauer, er lehnte sich daran und dachte: Wisse, o du meine Seele, nun besteht mein Kapital aus diesem Glaswerk; ich werde es für 200 Dirham verkaufen, dann kaufe ich für 200 Dirham Glaswerk, und verkaufe es für 400, dann handle ich immer fort, bis ich 4000 Dirham gewonnen; ich kaufe dann Waaren und bringe sie da und dort hin und verkaufe sie für 8000 Dirham; wenn ich nun immerfort handle, bis ich 10000 Dirham habe, so kaufe ich allerlei Juwelen und Parfümerien, die mir einen ungeheuren Gewinn verschaffen. Unter dessen schaffe ich mir auch ein schönes Haus an, sowie Sklaven, Diener und Pferde, esse, trinke und belustige mich und bald werde ich, so Gott will, ein Kapital von 100000 Dirham zusammenbringen. So weit rechnete er in seiner Phantasie, während der Korb mit Glaswerk für 100 Dirham vor ihm stand. Er rechnete dann noch weiter und dachte: Ich werde dann den Makler beauftragen, für mich um die Tochter des Vezirs zu werben, denn ich habe schon vernommen, daß sie alle guten Eigenschaften besitzt, ausgezeichnet schön ist und ein feines Benehmen hat: ich werde 1000 Dinare für ihre Hochzeitsnacht geben. Willigen sie ein, gut; wo nicht, so entführe ich sie ihrem Vater zum Trotze mit Gewalt; und ist sie einmal bei mir im Hause, so kaufe ich zehn junge Knaben als Diener, schaffe mir königliche Kleider an und lasse mir einen goldenen Sattel, mit kostbaren Edelsteinen besetzt, verfertigen; ich lasse Mameluken vor und hinter mir her reiten und mir Glück wünschen. Wenn ich nun zum Vezir komme mit Mameluken zur Rechten und zur Linken, so steht er vor mir auf und läßt mich an seinen Platz setzen, und setzt sich unter mir, weil ich sein Schwiegersohn bin. Ich habe dann zwei Diener bei mir, welche zwei Beutel mit 2000 Dinaren, die ich für die Hochzeitsnacht bestimmt, tragen; ich nehme nämlich 1000 Dinare mehr, als ich versprochen, damit sie daran meine Männlichkeit und meinen Stolz erkennen, und sehen, wie klein die Welt in meinen Augen ist. Sodann gehe ich wieder nach Hause, und kommt Jemand mit einem Auftrage von meiner Frau, so gebe ich ihm schöne Kleider und mache ihm allerlei Geschenke; kommt aber Jemand mit einem Geschenke, so geb' ich's ihm zurück und nehm' es nicht an. Ich lasse mich dann von meinen Dienern ankleiden, meine Braut in der Stadt herumführen und mein Haus recht schön aufputzen. Und wenn die Zeit kommt, wo ich bei meiner Frau allein bleiben soll, so ziehe ich mein kostbarstes Kleid an und setze mich auf einen seidenen Divan, lehne mich an und blicke weder rechts noch links, um recht vornehm,

ernst und schweigend auszusehen; und wenn meine Frau, schön wie der Mond, mit ihrem Schmuck vor mir steht, werde ich sie gar nicht mit Erstaunen und Bewunderung ansehen, bis alle Anwesenden sagen: O unser Herr! wende dich doch deiner Frau und Sklavin zu, die vor dir steht, und schenke ihr doch einen gnädigen Blick: es schadet ihr, wenn sie so lange steht. Wenn sie dann noch dazu die Erde einige Male vor mir küssen, so richte ich den Kopf ein wenig auf und werfe nur einen einzigen Blick auf meine Frau, beuge aber den Kopf sogleich wieder; während nun die Leute mit der Braut ins Schlafzimmer gehen, wechsele ich auch meine Kleider, und ziehe noch schönere an; und wenn die Frau im zweiten Anzuge kommt, sehe ich sie wieder nicht eher an, bis man mich einige Male darum gebeten hat; da werfe ich einen flüchtigen Blick auf sie, sehe dann wieder zur Erde, und so immer fort, bis ihr ganzer Putz vorüber ist. Geht man nun mit ihr ins Schlafgemach, so sehe ich sie an, lege mich neben sie, spreche aber aus Geringschätzung gegen sie kein Wort mit ihr, bis man mich für einen stolzen Mann erklärt.

In dieser Weise phantasiert er fort, bis er sich ausmalt, er sitze auf seinem Sopha aus cirkassischen Stoffen angelehnt und seine Frau kredenze ihm einen Becher mit Wein, den er aber geringschätzig von sich stoße, wobei er mit den Füßen stampfe. Hierbei kommt er mit dem Fuße an den Korb, so daß derselbe fällt und alles Glaswerk zerbricht.

Gewiß wird nicht geleugnet werden können, daß der Gedankengang in den beiden Selbstgesprächen viel Aehnlichkeit hat. Für eine vollkommene Uebereinstimmung will ich selbst nicht streiten, da ja auch die Situation des Malvolio von der des Arabers verschieden ist. Auch enthalte ich mich aller Schlußfolgerungen auf Benutzung der Tausend und Einer Nacht durch Shakespeare.

IX. Geschichte des Theaters in Biberach

von 1686 bis auf die Gegenwart.

Von Dr. L. F. Offerdinger.

Jahrbuch XVII gedachte schon (S. 83) des Theaters der freien Reichsstadt Biberach, welches im vorigen Jahrhundert Shakespeare zuerst auf die deutschen Bretter brachte. Jetzt ist dessen Geschichte im Druck erschienen.¹⁾ Passionsspiele machten auch dort den Anfang; aus ihnen entwickeln sich Schülerschauspiele (1655); dann begründen ehrsame Bürger beider Konfessionen durch Statut eine feste Schauspielgesellschaft (1686); eine Trennung findet statt (1725) und es entstehen: „die evangelische“ und „die katholische bürgerliche Komödiantengesellschaft“, welche sich indeß gegenseits unterstützen. An die Spitze der ersteren tritt (1729) Magister Jeremias Adam, Schulrektor und Prediger, der durch sein persönliches Bühnenwirken kein Bedenken erregt und in „Karl XII. von Schweden“ den türkischen Großvezir agirt. Gott Vater, Christus, Engel, Teufel erscheinen neben heidnischen Göttern und allegorischen Gestalten. Eine beliebte Figur muß „der stinkende Taback“ gewesen sein: er steht als Spieler verzeichnet in der „Siegenden Christenlieb“ (1736) und nochmals, zwölf Jahre später, im „Erzzauberer Doctor Johann Faustus.“ Gespielt wurde nicht das ganze Jahre hindurch, sondern in der Regel auf Lichtmeß, Fastnacht, Weihnacht, mit öftern Wiederholungen, desgleichen zur Verherrlichung der Ehrentage hervorragender Bürger. Im September 1761 wird aufgeführt: „Der Sturm, oder: der erstaunliche Schiffbruch, von Shakespeare“, durch Wieland für das Biberacher Theater übersetzt und bearbeitet. Als Antonio that sich hervor der Schuhmacher J. Werner, welcher auf seinen Wanderungen verschiedene Theater besucht hatte; König Alonso war der Schuhmacher J. Rudhard; ihn wählte Wieland, „weil er für die Rolle einen ungelenkigen Menschen haben wollte, der das Zwerchfell des Publikums auf's Angenehmste erschütterte, was ihm durch sein Talent, sehr hörbar und pathetisch zu gähnen, vollkommen gelang.“ Den Ferdinand

¹⁾ Württembergische Vierteljahrshäfte 1883, Heft I—III, Stuttgart.

gab der Büchsenmacher Johann Daniel Dettenrieder (demnächst bekannt als Theaterdirektor Karl Friedrich Abt, 1733—1783). Die Iris spielte Elisabeth Felicitas Knecht (später berühmt als Abt's Gattin, namentlich in der Rolle des Hamlet, 1741—1783). Der Beifall des ausverkauften Hauses begleitete den „Sturm“; die Einnahme (60 fl. 20 kr.) betrug fast doppelt so viel als gewöhnlich. Dieser Erfolg gab Wieland Veranlassung, mit der Uebersetzung des Shakespeare fortzufahren. Im Ganzen brachte das Biberacher Theater etwa 40 Shakespeare-Aufführungen. Zu bedauern ist, daß über die Form der Bearbeitung jede Mittheilung fehlt; vermuthlich sind die Regiebücher nicht mehr vorhanden.

G. V.

X. Zu Hamlet V, 2.

Im fünften Bande des Jahrbuchs hat Freiherr v. Friesen aus alten Fechtbüchern nachgewiesen, daß die Zusammenstellung *'rapier and daggers'* auf eine alte, außer Gebrauch gekommene Form des Fechtens Bezug nimmt, dergemäß der Dolch in der linken Hand nicht zum Angriff, sondern zur Abwehr der Stöße des Gegners bestimmt war. Es ist wohl nicht ohne Interesse zu erfahren, daß diese Fechtweise auch im vorigen Jahrhundert noch bekannt war. Dafür zum Beweise mag folgende Stelle aus Wilhelm Heinse's Ardinghello (1787) dienen (Laube's Ausgabe von Heinse's sämtlichen Schriften I, 133): „Endlich drangen wir in ihre größte Galeere, und ich war unter den ersten, mit einem starken Dolch in der Linken, in der Rechten den Degen, und im Gurt noch eine geladene Pistole. Bevor ich übersprang, stieß ich einen ihrer Kecksten nieder, der schon im Begriff war, dem Doria mit seinem sichelförmigen Damascenersäbel den Unterleib durchzuschneiden, und rettete diesem so das Leben. Mit einem andern auf der feindlichen Barke, der auf mich einhieb, wurde ich hernach bald fertig; doch konnte ich mit dem Dolch seinen Streich aus beiden Fäusten nicht so ganz abhalten, daß er mir nicht ein wenig im Herunterschellern den linken Arm streifte; ich traf ihm darüber gerade die Kehle, daß er die Zunge herausstreckte.“ Daß hier der Dolch von Anfang an zur Schutzwaffe bestimmt ist, ja geradezu den Schild vertreten sollte, ist außer Zweifel. Es bliebe nur die Frage übrig, ob Heinse diese Fechtart in Italien noch in Gebrauch sah, oder für seinen im 16. Jahrhundert spielenden Roman sie aus älteren Fechtbüchern oder anderen Quellen kennen lernte.

Marburg i. H.

Max Koch.

XI. Salvini als Shakespeare-Erklärer.

Im Sonntagsblatte der römischen Zeitung *Il Fanfulla*, welches unter dem Titel *Fanfulla della Domenica* erscheint, hat Tommaso Salvini, neben Rossi der größte romanische Shakespeare-Darsteller, eine Reihe von Skizzen geschrieben, in welchen er seine Auffassung der von ihm dargestellten Charaktere niederlegte. Er behandelt darin Hamlet, Macbeth, Othello und Lear. Die drei ersten Abschnitte sind bereits vor einiger Zeit im 2. Bande des von Lewinsky herausgegebenen Buches, *Vor den Coulissen*, übersetzt veröffentlicht; den letzten, *König Lear*, welcher in der Nummer vom 21. Oktober steht, und dessen Zusendung wir dem Autor verdanken, geben wir hier nachfolgend unseren Lesern. — In der ersten Reihe der Ziele unserer Gesellschaft stand, der Bühne ein aufmerksames Auge und einen anregenden Sinn entgegen zu bringen; im Programm (siehe Jahrbuch I, pag. XXI) lautet ein Passus:

Neben der philologischen Interpretation wird das Jahrbuch den scenischen Darstellungen der Dramen des Dichters eingehende Aufmerksamkeit widmen. Keine würdige Aufführung eines Shakespeare'schen Stückes soll unberücksichtigt bleiben, und es wird dabei Gelegenheit genommen

werden, die hervorragendsten und schwierigsten Charaktere zu beleuchten, sowie ihre Auffassung durch begabte Künstler der Gegenwart mit derjenigen älterer berühmter Schauspieler zu vergleichen.

Hiernach ist es also gewissermaßen redaktionelle Pflicht und bedarf keiner Rechtfertigung, wenn wir — wie früher Helen Faucit — so heute Tommaso Salvini sein künstlerisches Glaubensbekenntniß ablegen lassen, auch wenn dasselbe uns nicht viel Neues bringt. Aber der Verfasser sagt selbst mit Bescheidenheit und Verständniß, in der Einleitung zu seinen Essays:

Di quanto scrivo nelle mie interpretazioni di Amleto, Macbetto, King Lear ed Otello, so che nulla dirò di nuovo, e non è cosa facile trovare a dire alcunchè di nuovo su Shakspeare, analizzato e commentato come già fu da quasi 300 anni: ma se dirò delle cose conosciute, dico quello che ne penso, lusingato abbastanza di dividere con altri i miei intendimenti . . .

und wir haben ihm jedenfalls zu danken, daß er uns einen Einblick in sein Seelenleben und seine geistige Künstlerwerkstatt gewährt.

Die nachfolgende Uebersetzung ist von Herrn Günther von Freiberg angefertigt.

Gelegentliche Betrachtungen über Shakespeare's Charaktere

von Tommaso Salvini.

König Lear.

Bekanntlich wissen wir durch eine walisische Sage, daß Lear, der Sohn des Bladud, 60 Jahre lang regierte und 80 Jahre vor Christi Geburt starb. Außerdem wird behauptet, Lear habe die Stadt Leicester gegründet. Seltsam genug, daß der Dichter lauter echt mittelalterliche Namen und Gebräuche in die heidnische Epoche hineinverwebt: die Anreden Graf, Herzog und Monarch, die feudalen Burgen, die Kavalkaden, die Anwendung gewisser Strafen, die Gottesgerichte — alles dieses versetzt uns in die Blüthezeit des Ritterthums, und eben deshalb wäre es verfehlt, wollte man für die scenische Darstellung in weitere Ferne zurückgreifen.

Gönnen wir überhaupt dem Genius Shakespeare's unbehinderten Aufschwung in das Reich der Phantasie, ohne gewisse Anachronismen und örtliche Unkenntniß zu bemäkeln, um so mehr, als es ihm in dieser Tragödie auf die moralische und weniger auf die historische Wahrheit ankommt.

Diese moralische Wahrheit ist die menschliche Undankbarkeit.

Wie er im Hamlet Gedankenfülle und Gemüthsschwere über die That siegen läßt, in Macbeth den übertriebenen Ehrgeiz schildert; so tritt im Lear die Undankbarkeit in den Vordergrund.

Ein alter König, seiner Krone müde, theilt sein großes Reich in drei Theile und verschenkt es an seine drei Töchter. Er selbst entsagt freiwillig allem Besitz, nur den Titel und die Würde eines Herrschers für sich behaltend.

Dieses Verfahren betrachten nun Viele wie die Handlung eines Narren. Mir dagegen scheint es die Eingebung eines edelmüthigen, vertrauenden Herzens, welches von der kindlichen Liebe und Dankbarkeit gleiche Opferfreudigkeit erwartet. Wäre es ein unsinniges Beginnen, so ständen ja die beiden rebellischen Töchter gewissermaßen gerechtfertigt da, denn gegen Thorheiten öffentlich Einspruch zu thun, ist jedem vernünftigen Wesen ohne Weiteres gestattet.

Aber worin besteht denn das Wahnsinnige der Beschlüsse Lear's? — Freilich, in unsrer modernen Zeit gäbe es Gründe genug, jene zu bekritteln: in Folge der freien, vielleicht allzu freien Erziehung, die wir unsern Kindern geben, wären möglicherweise Lieblosigkeiten gegen die Eltern zu befürchten. Aber in jenen rauhen, strengen Zeiten war die Autorität des Vaters unantastbar gleich der Autorität Gottes; man schuldete den Eltern dieselbe Ehrfurcht, denselben blinden Gehorsam, womit man sich dem Willen des Allmächtigen fügte. Undenkbar, daß ein Vater und König an der Unterwürfigkeit seiner Leibeserben gezweifelt hätte! es gab einfach kein Auflehnen gegen die Bestimmungen des Erzeugers. Und eben diese Bestimmungen haben überdies, wie schon gesagt wurde, nichts

Thörichtes. Lear tritt die Reichsverwaltung an seine drei Eidame ab, da er nach sechzigjähriger Herrschaft der Staatsgeschäfte müde ist; er selbst behält den Titel König und hundert Ritter, die sein Gefolge bilden. Dies halte ich bei Abtretung eines großen Reiches für recht und billig; ebenso den Wunsch, sich nunmehr den großen täglichen Anforderungen zu entziehen und im Jagen und bei den Späßen des lustigen Rathes Erholung zu suchen. Man wird mir einwenden: Wodurch rechtfertigt sich bei diesem „vernünftigen“ König die Art und Weise, wie er mit Cordelia verfährt, indem er sie sofort enterbt, nur weil sie ihre kindliche Liebe nicht in Schmeichelworte kleidet gleich den älteren Schwestern? — Auch hierauf lautet meine Antwort: Denkt an die Erziehung jener Zeiten! Lear konnte unmöglich darauf gefaßt sein, in einer öffentlichen Versammlung aus dem Munde einer Tochter Anderes als wohlgesetzte Phrasen zu vernehmen; sein Leben lang war er daran gewöhnt, mochte nun wirkliche Liebe, Konvenienz oder Pflichtgefühl solche Worte eingeben. Cordelia, wahrhaftiger und herzensechter als ihre Schwestern, sagt im entscheidenden Moment schlichtweg, daß sie den Vater naturgemäß liebe, wie es die Ehrfurcht gebiete. Selbstverständlich war dies nicht die Antwort, welche Lear erwartete, insbesondere nicht von seinem Lieblingskinde; im Gegentheil, er hatte — mehr als von Goneril und Regan — enthusiastische Bethuerungen erhofft. Daher die Enttäuschung, die Empörung, sich Angesichts des ganzen Hofes als Vater herabgesetzt zu fühlen, daher das plötzliche Umschlagen der Liebe in Wuth und Haß, das Aufodern eines heftigen Temperamentes, welches momentan keiner Selbstbeherrschung und Mäßigung fähig ist. Ich gebe zu, daß Lear unbedacht und jähzornig zu nennen ist, aber niemals sinnlos.

Wie bereits erwähnt, zählt Lear 80 Jahre. Wer ihn vom heutigen Standpunkte aus betrachtet, sieht in ihm einen von der Last der Jahre gebeugten und geschwächten Greis. Mir erscheint er wie einer jener alten, majestätischen Eichenstämmen, denen Wind und Hagel wohl die Blätter, aber niemals die Wurzeln und die starken Zweige zerstören können.

Und hier sei mir gestattet, Folgendes aus dem geschätzten Journal „Der italo-amerikanische Fortschritt“ einzuschalten:

„Man bedenke, daß zu den Zeiten Lear's die alten Männer weit robuster und muskelstärker waren als sie es heut zu Tage sind; damals trank Niemand um 10 Uhr Morgens Kaffee; man erhob sich mit der Sonne und zum Frühstück verzehrte man ein tüchtiges Stück Rind- oder Lammfleisch. Man ehtsinne sich, daß diese angelsächsischen Recken viel ritten, fochten, jagten, und daß ihr gestählter, abgehärteter Körper bis ins hohe Alter von keiner Schwäche heimgesucht wurde. Wie konnte Lear hinfällig sein, da er noch einen flotten Waidmann abgab und zu Pferde stieg, wie aus der Tragödie fortwährend hervorgeht? Und wie sollte ein gebrochener, hilfsbedürftiger Greis all den Aufregungen widerstehn, den heftig schreckensvollen Szenen des Dramas? Hätte Shakespeare seinem Protagonisten so viele Ausrufe des Zornes, des Schmerzes, der Empörung, des Fluches in den Mund gelegt, wenn er ihn sich gebrechlich und schlotternd gedacht hätte? Ein nicht imposanter, kraftvoller Greis müßte ja während des weiteren Verlaufs der Tragödie fortwährend in Krämpfe verfallen, die ununterbrochene Folge von Erschütterungen müßte ihn sehr bald umbringen.“

Um nun diese meine Ansicht und diejenige des italienischen Kritikers zu erhärten, führe ich einige Worte von Shakespeare selber an:

Bei Beginn des 3. Aktes, d. h. nach der großen Scene mit den beiden Töchtern, als Lear hinausirrt in das Haideland sonder Obdach, Speise und Schutz gegen die Unbill der Elemente, da berichtet der Ritter dem Kent von Lear:

Er will in seiner kleinen Menschenwelt
Des Sturms und Regens Wettkampf übertröten.

Und als der Edelmann Lear aufsucht, ihn zu Cordelia zu führen, sagt der König, der sich gefangen glaubt:

Brav will ich sterben, wie ein schmucker Bräut'gam;
Will lustig sein; kommt, kommt, ich bin ein König:
Ihr Herren, wißt ihr das?

Und dies Alles nach den aufreibendsten Scenen mit den beiden entarteten Töchtern, nach dem Kampfe mit den entfesselten Elementargewalten und den größten materiellen Entbehrungen! — wie sollte Der nicht von wetterfestem Schlage sein und trotz seiner 80 Jahre nicht Löwenmark in den Knochen haben? —

Nachdem wir solches als Gewißheit festgestellt, wollen wir uns ihn mit dem ästhetischen Blick der darstellenden Kunst betrachten.

Wenn wir ihn dem Zuschauer von vorn herein als polterndes, ausgemergeltes, beinah kindisches Jammerbild vorführten, wo bliebe dann der Kontrast, die nothwendige Gegenwirkung? wo sollte die Theilnahme und das tiefe Mitleid für seine sich steigernden Leiden herkommen? — Um wie viel mehr ist Jemand zu bedauern, der von bedeutender Höhe in das Elend hinabstürzte und nun die ganze Bitterkeit eines grausamen Schicksals kosten muß! Einem Manne, den wir einst im Glücke sahen und der nun allen Stürmen Muth entgegengesetzt, dem folgen wir mit regstem Eifer — dagegen Einer, der nicht im Stande ist, geistig und körperlich Widerstand zu leisten, erregt in uns nur den Wunsch: möchte ein baldiges, rasches Ende ihn erlösen! — kurz und gut, Jener erweckt Sympathie, Dieser Langweile. Ermüdend und abspannend wäre es, wenn Lear (wie wir oftmals mit ansehen mußten) die hergebrachte Straße vieler moderner Schauspieler einschläge und das falsche System der Nachahmung befolgte — ein System, was allerdings noch vor Kurzem für unfehlbar galt, bis der große amerikanische Tragöde Edwin Forest es über den Haufen warf, indem er uns gründlich den Glauben an einen schwachen, kindischen Lear benahm — Forest, der durch die Macht seines Organs, durch seine befehlenden Gesten, durch die Großartigkeit seiner Konzeption Allen, die ihn sahen, unvergeßlich bleibt.

Ich halte es für nothwendig, dem Publikum den Lear des ersten Aufzugs als absoluten König, der in starren Satzungen alterte, erscheinen zu lassen: also majestätisch, würdevoll und ebenso reizbar und leidenschaftlich. Im zweiten Akte, wo er sich von der schnöden Herzlosigkeit der ältesten Töchter überzeugt, muß der König vor dem Vater zurücktreten; im dritten erreichen schließlich seine physischen Leiden denselben Höhepunkt wie seine moralischen — ja vielleicht vergißt er beinah letztere über ersteren, und vom König und Vater bleibt nur noch der Mensch übrig, eine gegen Sturm und Blitz ankämpfende Kreatur.

Diese drei verschiedenen Phasen im Lear deutlich hervorzuheben, sei Hauptaufgabe des Darstellers. Somit giebt sich jede Monotonie von selbst, und Lear wird nicht nur betrüben, sondern fesseln. Anfangs willenskräftig, selbtherrschend; später gequält und bis ins tiefste Herz erschüttert; zum Schlusse geschwächt, nur noch ein Hauch und deshalb beweinenwerth.

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, die Schwierigkeit dieser Vorschrift bestehe in der zunehmenden Abschwächung. Bekanntlich gilt sonst in der dramatischen Kunst die Regel einer allmählichen Steigerung, welche sich mit der fortschreitenden Handlung verstärken muß bis zur Schlußkatastrophe. Daher soll der Schauspieler bedächtig vorgehen, seine Mittel nicht unzeitig verschwenden, sondern seine höchste Leistung stets auf das Ende versparen. Im Lear dagegen ist es unmöglich, diese alte Lehre anzuwenden; im Gegentheil, statt mit den natürlichen Mitteln crescendo aufwärts zu gehn, und Wirkung zu erzielen, muß man anfangs stark auftragen und dann geradezu dämpfen, um ein wirkliches Kunstwerk zu gestalten. Der absolute König und Gebieter sinkt bereits im zweiten Akte zum heimathlosen Manne herab — und wie erst im dritten, wo er in der Sturmscene die wüthenden Elemente herausfordert und verhöhnt in furchtbarster Nervenüberreizung! Im vierten Akte verwirren sich seine Gedanken.

Viele nehmen ihn von da ab für einen Blödsinnigen, aber dies ist ein großer Mißgriff — Andere für einen Besessenen — nicht doch! — Wohl gebe ich zu, daß er aus dem Gleichgewicht gerieth in Folge tiefster, undenkbarster Kränkung; dazu die „schweiflichten, gedankenschnellen Blitze“, denen er ausgesetzt ist und die Gesellschaft des verkommenen, in verstelltem Wahnsinn redenden Edgar! Dies ist gleichsam ansteckend. In diesen Scenen strotzt es von Verfluchung, Gleichnissen, tiefsinnigen Betrachtungen, moralischen und philosophischen Sentenzen, welche vom Undank ausgehen und darauf zurtückzuführen. Wäre Lear wirklich irrsinnig, wie könnte er dann beim bloßen Anblick seiner Cordelia gleich wieder bei voller Besinnung sein? Blödsinnige sind viel schwerer zu heilen,

als Tobsüchtige und solche wiederum könnten durch ein so einfaches Mittel nie und nimmer genesen. Lear hat begreiflicher Weise das Fieber, das Delirium; indessen bei den ersten liebevollen Worten der verstoßenen Tochter verlassen ihn die bösen Geister.

Nachdem wir auch Dieses erörtert, bleibt uns nur noch die Schlussscene zu besprechen — sublimste Eingebung! letztes Aufleuchten der verglimmenden Fackel.

Hier beginnt nun die außerordentliche Schwierigkeit, bei abnehmenden Lebensgeistern mächtige Wirkung hervorzubringen. Ein ausgewähltes Publikum wäre schnell auf der Seite des denkenden Künstlers, der, frei von Effekthascherei, bei der Wahrheit bliebe; aber es gilt ebenso auf die große Masse zu wirken, ohne in das Schablonenhafte zu verfallen. Da hilft nur die eigne Begeisterung: lange läßt sie meistens auf sich warten, oftmals fünf Jahre, und kam sie endlich, so weiß deshalb der Schauspieler noch keineswegs, ob er sein Auditorium hinreißen wird. Wollte man auf jede Rolle ein so nachhaltiges Studium verwenden, so wäre freilich das Repertoire des Künstlers zu beschränkt. Trotzdem konnte ich mich nie an ein rasches Einstudiren gewöhnen und je länger ich spiele, um so mehr Zeit gebrauche ich, um mit einem poetischen Charakter ganz Fleisch und Blut zu werden. Ich muß stets den Augenblick abwarten, wo meine Nerven, Fähigkeiten und Sinne Eins werden mit der dichterischen Gestalt. Jeder gewissenhafte Künstler wird mir zugestehn, daß wir nicht im Stande sind, zu jeder Zeit und in jeder Stimmung den Geist eines Autors zu durchdringen, daß wir nicht allsogleich die Farben zu gewissen Bildern auf unsrer Palette vorrätig haben. Und wie beklagenswerth ist das Loos mancher Schauspieler, welche gezwungen sind, mit einer dramatischen Schöpfung auf die Bühne hinauszutreten, ohne im Stande zu sein, alle ihre Feinheiten und Schönheiten hervorzuheben. Zeit, Erfahrung und mit dieser zusammen Genialität!

Auch der Zufall muß helfen, wie der Sonnenuntergang, das Spiel von Licht und Schatten dem Maler hilft; oder ein Blick aus Frauenaugen, ein Besuch im Irrenhause, ein Schiffbruch, ein Erdbeben . . . aber ich bemerke, daß ich von meinem eigentlichen Wege abkomme, und noch sei's mir vergönnt, einige Schritte weiter darauf zu wandeln.

Nochmals wiederhole ich, daß mir beim Schlusse des Lear die Vermeidung zu greller Betonung und ebenso die Vermeidung zu großer, körperlicher Kraftaufwendung sehr wesentlich erscheint. Alle Darsteller tragen die todte Cordelia auf den Armen . . . woher nimmt denn Lear im letzten Akte solche Athletenkräfte? Mögen meine Kollegen mir vergeben; aber ein Sterbender hat mit Herkules nichts mehr gemeinsam, mag er früher der unbezwungenste Kämpfer gewesen sein. Und Ihr, Kritiker, die Ihr ja Lear bereits zu Anfang gebeugt sehen wollt, legt doch Protest ein gegen dieses Tableau! — Statt dessen scheint es mir am Natürlichsten, daß Lear, welcher nicht duldet, die geliebten, erstarrten Glieder von fremder Hand berührt zu sehn, sich abmüht, die Leiche heranzuschleppen, ohne dabei die Anstrengung zu verbergen, die es ihm kostet. Wäre dies nicht viel rührender? —

Und nun Friede, ewiger Friede diesem unseligen, hehren, großherzigen Könige! Ein Besserer als ich möge ihn neu beleben durch seinen Odem, daß ihm Thränen und Bewunderung zu Theil werden.
